



Emil Schätzel, Guntersblum

*1878 †1964

Lebenslauf

Ich wurde am 15. Oktober 1878, morgens um 5 Uhr als Sohn des Landwirts und damaligen Beigeordneten J a k o b S c h ä t z e l 7. und seiner Ehefrau

M a g d a l e n e geb. K ü s t n e r in Guntersblum geboren.

Meine Eltern entstammten alten Guntersblumer Bauerngeschlechtern. Das Geburtshaus meines Vaters in der Alsheimer Straße (früher Holdergasse genannt) ist der Typ eines alten Bauernhauses. Es hat heute die Hausnummer 24 und liegt gegenüber der katholischen Kirche. Es dürfte nach dem 30-jährigen Krieg erbaut worden sein und somit einige Jahrhunderte gesehen haben. Das Geburtshaus meiner Mutter in der Nordhöferstraße Nr. 4 ist in späterer Zeit erbaut, schätzungsweise gegen Ende des 18. Jahrhunderts, und lässt in seinem Äußeren auf einen höheren Wohlstand des Erbauers schließen als das Geburtshaus meines Vaters.

Die Eltern meines Vaters starben schon, ehe mein Vater und seine einzige Schwester volljährig waren. Sie sind dem damals grassierenden Nervenfieber zum Opfer gefallen. Die Schwester starb als Braut an Tuberkulose.

Meine Mutter stammte als zweitälteste Tochter aus einer sehr kinderreichen Familie, bei der von 9 Kindern 7 am Leben geblieben waren. Auch hier starb die Mutter, als die älteste Tochter erst 17 Jahre alt war. Diese war jetzt sozusagen die Mutter geworden, wurde später unsere genannte Weinerthstante und gab in der Familie ihr ganzes Leben lang „den Ton“ an. Mein Großvater Küstner wurde sehr alt und im Jahre 1888 ging ich hinter seinem Sarge her zum Friedhof. Einen Totenwagen gab es damals noch nicht, und unterwegs wurde manchmal Halt gemacht, damit sich die Totengräber etwas ausruhen konnten.

Mein Geburtshaus lag in der Mittelgasse und hat heute die Hausnummer 6. Dieses Haus hatten die Eltern meines Vaters käuflich von der Familie Daniel Weinerth erworben. Damals ging das Geburtshaus meines Vaters in der Alsheimer Straße auch in anderen Besitz über.

In dieses Haus in der Mittelgasse führt mich die Erinnerung zurück in die bewusst erlebten Tage frühester Kindheit. Möge es nun eine wirklich sonnige, ungetrübte Jugendzeit gewesen sein, oder sei es auch, dass sie unter dem Einfluss von ernsterem

Geschehen späterer Jahre in hellerem Lichte erscheint, gleichviel, ich kann an sie nur wie an ein gütiges Geschenk der Vorsehung in großer Dankbarkeit zurückdenken.

Dabei steht meine Mutter mit ihrer endlosen, fürsorgenden Liebe und Hingabe an uns Kinder – meine Schwester und mich – im Mittelpunkt der Erlebnisse, als der ruhende Pol und Anker im persönlichen und wirtschaftlichen Geschehen des Elternhauses. Der Vater war durch sein Amt als Beigeordneter mit der Ortspolizeileitung beauftragt und auch durch andere Funktionen für das öffentliche Leben vielseitig in Anspruch genommen, sodass sich schon dadurch eine gewisse Lücke im familiären Leben auftat. Sie wurde noch erweitert durch gesellschaftliche Anschauungen und Gepflogenheiten jener Zeiten, die in alltäglichen Kellersitzungen und Wirtschaftsbesuchen eine durchaus normale Angelegenheit sahen. Meine Schwester und ich hatten schon damals als Kinder von 12 und 5 Jahren den Eindruck, dass meine Mutter unter diesen Verhältnissen eine gewisse Vereinsamung empfand und darunter litt.

Zu den familiären Verhältnissen wäre noch zu sagen, dass meinen Eltern 4 Kinder geschenkt wurden. Das Älteste – ein Junge – wurde 1870 geboren und hieß auch Emil. Es starb jedoch, wie viele Kinder damals, an Diphtherie. Meine Mutter erzählte immer „von unserem ersten Emil“, der einige Tage vor seinem Tode, auf der Lehnbank stehend, ein damals viel gesungenes Spottlied auf Napoleon III. kräftig mitgesungen habe.

Meine Schwester Anna war 1872 geboren und hat später Christian Schmitt geheiratet. Sie ist im Jahre 1943 gestorben. Ich war das dritte Kind, und nach mir stellte sich im Jahre 1884 noch ein Nachzügler ein, der den Namen Gustav erhielt, aber nur ein Jahr alt geworden ist.

Die Tatsache, dass mein Vater kaum an einem Abend zu Hause in der Familie war, brachte es dahin, dass wir zwei Kinder uns sehr eng an unsere Mutter anschlossen. Sie verstand es gut, am Spinnrad sitzend, unsere Abende durch nette Erzählungen aus ihrer Jugendzeit und aus dem kinderreichen Haushalt ihres Elternhauses auszufüllen.

Mindestens dreimal in der Woche gingen wir zusammen zur Weinerthstante in der Hauptstraße und erlebten dort herrliche Abende. Wenn auch der gute Weinerthsonkel

mit dabei war, so war doch die Tante in solchem Maß der Mittelpunkt des Hauses, das man immer nur von ihr sprach.

Die Weinerthstante las damals die „Gartenlaube“, das einzige illustrierte Familienblatt jener Zeit für die oberen Zehntausend. Die Lektüre und die Diskussion über das Gelesene füllten so manchen Abend aus und brachten auch uns Kindern viel geistige Anregung.

Die Politik war das Spezialgebiet der Tante, und dabei wusste sie über alle Fürstenhöfe, ihre starken und schwachen Seiten, durchaus Bescheid. Wie haben wir uns schon damals entrüstet, als wir hörten, dass der hessische Prinz Alexander, Bulgarenzar geworden war, eine Enkelin Kaiser Wilhelms I. – liebte und Bismarck diese Heirat hintertrieb, weil er Differenzen mit Russland befürchtete. Wenn ich mich heute nach mehr als 70 Jahren dieser Tatsachen noch genau erinnere, mag der starke Eindruck auf ein noch kindliches Gemüt bewiesen sein.

Der Weinerthonkel gehörte nicht zu dem Kellerkollegium meines Vaters. Er blieb am Abend zu Hause in der fürsorglichen Betreuung seiner Frau, was aber nicht verhindern konnte, dass er in Anlehnung an seinen Sauerwasserkrug mit Wein, dem er auf alle Fälle „auf den Grund ging“, so um 10 Uhr seinen Zungenschlag hatte. Das war für uns Kinder eine vergnügliche Angelegenheit. Da gab es manchmal einen besorgten Blick der Tante und ihrer beiden Töchter, die um einige Jahre älter waren als ich.

Zur Ehre meines Vaters muss ich hier sagen, dass ich ihn niemals angetrunken erlebt habe. Die liebe Weinerthstante, die zeitlebens in familiären Dingen den Grundsatz befolgt hat, dass man sich das Angesicht verunziere, wenn man sich die Nase abschneide, beleuchtete in einem solchen Falle, die Situation so, dass sie sagte, mein Vater trinke wohl auch so viel, könne aber mehr vertragen.

Klug und weise – war die Weinerthstante darauf aus, dass nur etwa die Weinmenge aus dem Bergkeller heimgeholt wurde, die sie als tägliches Höchstmaß für ihren Gemahl für zulässig hielt. Dies war eben der „Sauerwasserkrug“ mit 1 Liter Inhalt. Sie wollte an jedem Tag den Wein frisch haben, und so ging der Onkel täglich gegen Abend in den Weinkeller im „Kellerweg“, um das Tagesquantum heimzuholen.

Bei Weinerths mit ihren beiden Töchtern hatte ich einen besonderen Stein im Brett, weil ich ein Junge war. Der Onkel liebte mich besonders, und deshalb nahm er mich, wo er auch hinging, sehr gern mit. Sehr oft habe ich ihn auf dem abendlichen

„Weingang“ begleitet und dabei feststellen können, dass der täglich zu holende „frische Trunk“ die Möglichkeit gab, draußen im Keller den Hauptdurst vorläufig zu stillen. Da musste ich als kleiner Junge natürlich mittrinken, weil der gute Onkel meinte, dass man ohne Wein nicht groß werde. So war für mich das kleine Quantum von einem Liter zu Hause (die Tante machte auch etwas mit) das zum Zungenschlag des Onkels und zu der entschuldigenden Bemerkung der Tante führte, eine etwas humoristische Sache.

Der gute Weinerthsonkel wurde 90 Jahre alt, und so lange er noch krabbeln konnte, ging er jeden Nachmittag in seinen Keller. Als er im ganz hohen Alter die etwa 24 Treppenstufen nicht mehr gut vorwärts hinuntergehen konnte, ging er rückwärts und hielt sich mit der rechten Hand am Geländer fest. Ihn hat der Wein „erhalten“.

Mein Vater ist auch 87 Jahre alt geworden, und seine letzte Betätigung war ein Schluck Wein beim „Vieruhressen“, wobei er wahrscheinlich infolge Verschluckens einen Schlaganfall erlitt. Er starb am nächsten Morgen, ohne bettlägerig krank gewesen zu sein.

Meine Mutter ist 83 Jahre alt geworden, von denen sie die letzten zwei Jahre zumeist im Sessel sitzend zubrachte, da sie schlecht gehen konnte. Geistig war sie noch verhältnismäßig frisch geblieben, und da sie mit dem Lesen nicht mehr gut zurecht kam, las ihr ein gegenüber wohnendes altes jüdisches Fräulein, die „Vogelsbertha“ alltäglich die „Landskrone“ und den darin gedruckten Roman mit seinen Fortsetzungen vor.

An einem Freitag war der Roman zu Ende gegangen, und als am Samstag die Bertha den neuen Roman beginnen wollte, sagte meine Mutter, sie wolle den neuen Roman nicht mehr anfangen. Am Montagmorgen ist sie sanft eingeschlafen. Für beide Eltern kann gesagt werden: Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Bei der Weinerthstante hatte ich sozusagen mein 2. Elternhaus. Wenn ich beim Spielen mit anderen Jungen einmal in die Gosse fiel, oder die Hosen zerriss, so lief ich nicht nach Hause, sondern zu der Weinerthstante. Sie hat die Sachen ohne viele Worte repariert. Eine besondere Freude konnte ich dem Onkel bereiten, wenn ich ab und zu nachts bei ihm in seinem Bett schlief. Dies geschah von meiner Seite aus nur unter der Bedingung, dass ich morgens den Schellenzug ziehen durfte, der nach oben in das Zimmer de Magd ging.

Damals gab es in den Bauernbetten nur Strohsäcke. Diese wurden jedes Jahr neu gefüllt und waren dann in diesem Zustand, prall nach oben gewölbt, wie ein kleiner Berg anzuschauen.

Die Betten standen nicht nebeneinander, sondern an beiden Seiten des Schlafzimmers und waren in der Mitte durch einen Gang getrennt. Der Weinerthsonkel meinte eines Abends, ich müsste ihm helfen, den dickbauchigen Strohsack, den man nur mit Hilfe eines Stuhles besteigen konnte, zusammenzulegen. Und so blieb ich da.

Nachts wurde ich durch eine gleitende Bewegung meiner Unterlage geweckt und eh ich mir über die Ursache und Wirkung klar geworden war, plumpste der Onkel hinaus auf den Boden, und ich saß im Reitersitz auf ihm.

Von den gespaltenen Phosphorstreichhölzern wollten der in der Erregung mit allerhand „freundlichen“ Worten geehrten Tante absolut keines angehen und es hat wohl einige Minuten gedauert, bis das duftende Öllicht entflammt war. Mit dem Zurechtschieben der Strohmasse und der Installation einer Bettschere wurde dann einem nochmaligen Lawinensturz vorgebeugt. Der Unfall hat natürlich für einige Zeit im engeren Familienkreise einen lustigen Gesprächsstoff abgegeben.

Ich selbst bin erst nach meiner Verheiratung im Jahre 1903 auf einer Matratze gelandet und habe mit etwas Wehmut von einem Strohsack - mit der weichen und warmen Mulde in der Mitte - Abschied genommen. Im Kriege ist er mir wiederum in so manchem Quartier und Feldlager Weggenosse geworden.

Nach diesem Ausflug in die Familie der Weinerthstante kehre ich wieder zurück in das Erleben im Elternhause.

Die schwerste Belastung für meine Mutter war damals der alltäglich zweimal sich vollziehende Milchversand nach Mainz. Die Milch musste mit einem Handkarren an die Bahn geschoben werden. Wie oft musste dabei meine Mutter ein großes Stück des Weges schieben helfen, damit die Magd nicht zu spät kam. Auch beim Melken musste sie sehr häufig, besonders im Sommer einspringen, wenn das Mädchen infolge der reichlichen Feldarbeit zu spät heimgekommen war. Dieses Hasten und Jagen ist mir gut in Erinnerung geblieben. Mit der späteren Gründung einer örtlichen Molkereigenossenschaft ging die Milchverwertung für etwa 3 Jahrzehnte über diese.

Die Abwesenheit meines Vaters gegen Abend im Kellerweg, die meine Mutter diese große Belastung aufbürdete, bedarf noch einer besonderen Beleuchtung. Man traf sich, wenn auch nicht gerade jeden Abend, immer in einem anderen Kellerstübchen der 5-6 Freunde. Es waren keineswegs Saufsitzungen, sondern weit mehr fachliche und berufliche Unterhaltungen wobei auch der gereichte Wein eine Kritik erfuhr, wenn er einen Mangel aufwies. Darin war unverkennbar eine gewisse qualitätsfördernde Maßnahme nicht wegzuleugnen. Dass auch Humor, guter Witz und die Gemeindepolitik zu ihrem Recht kamen, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Man behauptete damals, die wichtigsten Gemeinderatssitzungen fänden im Kellerstübchen statt.

Dies änderte sich in der nachfolgenden Generation, in der das beschauliche Dasein der vorausgegangenen abgelöst wurde durch viel größere und ernstere Probleme des Wirtschaftslebens im Allgemeinen und der Landwirtschaft im Besonderen. Das Leben war hastiger geworden und ließ nicht mehr viel Zeit für Besinnlichkeit. Trotzdem hat sich die Poesie, die sich zweifellos damals um die Kellerstübchen schlang, wo frohe Weinlaune mit Weib und Gesang eine Heimstätte hatten, bis in unsere Zeit und meine alten Tage hinein erhalten. Gern führen wir auch heute noch unsere Gäste in diesen „heiligen Raum“ mit seiner schönen Tradition, wo man losgelöst von dem Toben und Rauschen des modernen Verkehrs den edlen Traubensaft, den „eingefangenen Sonnenschein“ an der „Quelle“ genießen kann.

Da höre ich so im Geiste weinfrohe Laute aus weiter Vergangenheit, wenn ich jetzt ab und zu mit meiner Frau im behaglich erwärmten Kellerstübchen die einzelnen Lagen probemäßig an uns vorüberziehen lasse und dabei nette Vergleiche anstelle. Noch behaglicher ist es, wenn draußen vor dem Fenster Schneeflocken ihr lustiges Spiel treiben und uns eine gewisse Geborgenheit zum Bewusstsein bringen.

Von der Tätigkeit und dem Wesen meines Vaters wäre noch zu sagen, dass er in der Landwirtschaft und dem Weinbau in jeder Art gut Zuhause war. Im Hofe wie auch im Weinkeller legte er allergrößten Wert auf Ordnung und Sauberkeit. Aufräumen war für ihn geradezu eine Lieblingsbeschäftigung, und im ganz hohen Alter konnte er im Hofe nichts im Wege liegen sehen.

Diese Eigenart hatte er in einem langjährigen Knecht, der ihm etwa 30 Jahre und mir noch ca. 10 Jahre treu gedient hat, so fest verankert, dass ich manchmal bei schlechtem Wetter auf seine Frage, was er machen soll antwortete: „Aufräumen!“ Er

fand allein seine Arbeit, und ich habe oft seine große Geschicklichkeit auf diesem Gebiet bewundert.

In der Zeit meiner frühen Jugend fallen gewisse Ereignisse, die mir zeitlebens zu markanten Meilensteinen geworden sind.

Im Winter 1882/3, zwischen Weihnachten und Neujahr, brach bei Hochwasser der Rheindamm, und die Fluten wälzten sich langsam, erst eine Furche nach der anderen füllend, dem Dorfe zu, bis sie schließlich vom Eisenbahndamm, der ihnen Halt geboten hatte, bis hinaus, soweit das Auge reichte, einen riesigen See bildeten. Was habe ich dabei erlebt, und was ist in der Erinnerung geblieben?

Die Tatsache des Dammbbruchs wurde durch Glockengeläut zur Kenntnis der Dorfbewohner gebracht. - Es stürmte wie bei Ausbruch eines Großfeuers. Sofort begann man in unserem Hause damit, die Kartoffeln aus dem Keller zu schaffen, und ich sehe es heute noch vor mir, wie die aufeinander getürmten Säcke im Hausgang kaum noch einen Durchgang offenließen. Die Erfahrung aus früheren Dammbbrüchen (1876) hatte gelehrt, dass wohl der Bahndamm die Flut dem Dorfe fern halten konnte, dass aber das Druck- oder Grundwasser sämtliche Kellerräume füllen werde. Die am nächsten Tage im Keller festgestellte Höhe schwankte zwischen 1 und 1,20 Meter.

Die Kartoffeln und sonstige Sachen wurden in den Weinkeller gebracht, in den Grundwasser nicht eingedrungen war, weil er wesentlich höher lag. - Darin ist auch die Ursache für das Entstehen des Kellerwegs eindeutig zu erkennen. Ich hatte mir das damals in meiner kindlichen Phantasie etwas anders vorgestellt und wollte absolut in den oberen Stock, wohin das Wasser ja nicht komme. Meine diesbezüglichen Worte hat man mir nach vielen Jahren immer mal wieder vorgehalten.

Eines Morgens nahm mich mein Vater mit an den Bahnübergang nach Gimbsheim, wo er mir das grandiose Bild dieses endlosen Meeres zeigte.

Ein mit einem roten Wimpel versehener Nachen stieß gerade mit einigen Männern ab, um zu der Familie Blüm im Fährhaus an Rhein zu fahren. Dieses Bild rief mir mein Vater in den nachfolgenden Jahren immer wieder ins Gedächtnis zurück, damit ich es mitnehme in meine späteren Jahre.

Der damalige Wasserspiegel jenseits des Bahndamms wurde durch Abnivellieren in das Dorf übertragen und berechnet, dass sich das Wasser bis an die obere Treppe

unseres Hauseinganges gestellt hätte. Kühe, Pferde und Schweine wären dann etwa 80 cm tief ins Wasser geraten. In den Pfarrbüchern, die ich später zur Stammbaumsforschung durchsuchte, wird verschiedene Male von Dorfüberschwemmungen bei Damnbrüchen berichtet, aus einer Zeit, in der es noch keine Eisenbahn gab.

Zwischen Weihnachten und Neujahr 1882/83 trat starker Frost auf, und ich kann mich gut erinnern, dass auf dem Weedacker lebhafter Betrieb im Schlittenfahren mit Handstacheln festzustellen war. Ganz vereinzelt sah ich damals junge Leute mit Schlittschuhen, die sehr bestaunt wurden. Es waren Holzleisten mit Eisenkufen darauf, und sie sollten aus Holland stammen.

Ein weiteres Ereignis und Erleben meiner Jugendzeit war der Bau unseres Wohnhauses an der Hauptstraße. In den 70er Jahren hatte mein Vater den sogenannten Mistbeetgarten des früheren Gräfl. Leiningen'schen Besitzes erworben und im Jahre 1879 an der östlichen Seite eine massive Scheune errichtet. Sie sollte den Abschluss des später nach der Hauptstraße hin zu errichtenden Wohnhauses und der Wirtschaftsgebäude bilden. Der Neubau des Wohnhauses wurde im Jahre 1885 in Angriff genommen. Schon im Winter 1884/85 wurde ausgegraben, und bis Herbst 1885 stand der Rohbau unter Dach. Im Jahre 1886 folgte die Errichtung der Wirtschaftsgebäude. Diese haben in späteren Jahren durch mich eine beachtliche Erweiterung erfahren.

Als 7 jähriger Junge habe ich die Fortentwicklung des Baues täglich beobachtet und mit allergrößtem Interesse verfolgt. Noch heute sind mir viele Einzelheiten, einschließlich der damals beschäftigten Handwerker vollkommen gegenwärtig. Morgens um 5 Uhr traten die Maurer unter ihrem Meister, dem alten Deißroth, pünktlich an und arbeiteten mit 1-stündiger Unterbrechung zur Mittagspause bis 7 Uhr am Abend. Als der Grundstein gelegt wurde - unter der Südwestecke des Wohnhauses wurde eine Urkunde in einem Blechbehälter daruntergelegt, die Auskunft geben sollte über die Familie des Erbauers und den Zeitpunkt. Der Stein war ein runder Felsblock, den man beim Ausgraben des Kellers gefunden hatte, und der vielleicht vor Jahrtausenden vom Berg hierher gerollt war. Ich erhielt von meinem Vater den Auftrag, den feierlichen Akt durch drei Hammerschläge zu vollziehen, was ich, den Sinn der Sache nicht recht verstehend, mit dem Maurerhammer in beiden Händen auch treu und brav befolgte. Ich sollte, wie mir mein Vater später erklärte, damit die heilige

Verpflichtung übernehmen, dieses Bauwerk zu achten, es in meinem ganzen Leben zu betreuen und mich dabei stets daran zu erinnern, welch großes Opfer es für den Erbauer bedeutete. Ich glaube, dass ich heute, da ich beinahe am Ende meines Lebensweges angelangt bin, mir sagen darf, dass ich diese Verpflichtung in Treue erfüllt habe. Durch Jahrzehnte haben die Schulden, die für dieses für die Verhältnisse meines Vaters riesengroße Projekt aufgenommen werden mussten, Sinnen und Trachten meiner Eltern, insbesondere meiner Mutter, ausgefüllt, bis es endlich geschafft war.

In späteren Jahren musste ich immer wieder die Unternehmungslust meines Vaters bewundern, der aber damals die Schwierigkeiten deshalb nicht so hoch einschätzte, weil er sich in der Lage sah, viele Aufwendungen aus dem eigenen Betrieb heraus zu bewältigen. Alle Steine wurden aus dem Feld gebrochen, wo jetzt der Vogelgesangwingert liegt. Dort wurde vom Abfallgestein auch der Kalk selber gebrannt, während der Sand am Notdeichacker gegraben wurde. Alle Fuhrleistungen erledigte der eigene Betrieb, häufig auch unter Zuhilfenahme von Freunden und Verwandten. Im September 1886 zogen wir in das neue Heim ein, in dem an der Innenausstattung noch vieles fehlte. Die Tapeten kamen in manche Räume erst 20 Jahre später.

In meine früheste Jugend leuchtet ein vertrauter Gegenstand hinein, mich oft in der Erinnerung dahin zurückführend, wie ein lieber Weggenosse aus jener Zeit: Unsere alte Standuhr, die wohl bei mir in der Familie ihre letzte Betreuung gefunden hat. Sie stammt aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und ist von einem Meister im Schwarzwald hergestellt worden. Sie hat mehrere Generationen gesehen und auf Freud und Leid der Familien herabgeblickt. Bei meiner Geburt und auch in den weiteren Jahren stand sie im Schlafzimmer meiner Eltern. Meine Mutter erzählte mir in späteren Jahren, dass sie kurz nach meiner Geburt gehört habe, wie die Uhr fünf geschlagen habe am frühen Morgen des 15. Oktobers 1878. So hat sie mich mit diesem Glockenschlag fürs Leben begrüßt. An ihr habe ich die Zeit ablesen gelernt, und sie blieb mir bis heute ein guter Begleiter durchs Leben. Wenn ich daran denke, welch wechselvolle Zeiten sie gesehen und überdauert hat, kommt sie mir vor wie ein Geschenk der Ewigkeit, mir zeigend, wie vergänglich das menschliche Leben ist. In Ehrfurcht stehe ich manchmal in alten Tagen vor ihr, die Frage auf den Lippen, wann sie mir die Stunde des Abschiedes für immer schlagen werde. Geschlechter kamen

und gingen, und eines Tages wird man auch sie, die „Unvergängliche“ von ihrem Ehrenplatz entfernen und in das Reich der Vergessenheit hinabsinken lassen.

Geht es dem Menschen anders, gleichviel, ob es viel oder wenig geleistet hat, und ob sein Wollen immer hilfreich und gut oder auch anders gewesen ist?

Es wird aber immer einzelne Nachkommen geben, die versuchen werden, vorausgegangene Ahnen und ihre Zeit zu ergründen und zu verstehen. Nur mit diesem bestimmten Glauben nahm ich mir vor, die vorliegenden Aufzeichnungen zu machen, und sie rechtfertigen die Hoffnung, dass der meinen müden Händen entgleitende Faden wieder aufgenommen und weitergesponnen wird.

Erst vor wenigen Jahren habe ich begonnen, Ahnenforschung zu treiben. Sie wurde mir umso interessanter, je weiter und tiefer ich schürfen durfte. Vor 50 Jahren wäre dabei manches leichter gewesen, wenn man die „Alten“, die damals noch am Leben waren, nach der und jener Richtung hätte befragen können. So erinnere ich mich sehr gut, dass die Weinerthstante erzählte, es habe in Guntersblum 100 Jahre vorher (also vor 1800) einen Sonnenwirt mit fünf schönen Töchtern gegeben, die sich alle an hiesige Großbauern verheiratet hätten. Sie wurden im Volksmund „die Sonnenmäd“ genannt. Der Sonnenwirt hieß Joh. Georg Weinerth, und seine Ehefrau Anna Elisabetha war eine geborene Küstner.

Das Gasthaus „zur Sonne“ stand in der Mittelgasse auf dem Platz, wo jetzt das Wohnhaus von Hermann Strub (früher Jakob Schätzel 8.) steht. Über dem Scheunentor ist heute noch eine Sonne angebracht als Mal der Erinnerung an längst entschwundene Zeiten. Von den Schwiegersöhnen jenes Sonnenwirts waren zwei Brüder mit Namen Schätzel. Ein Georg Jakob Schätzel nahm die Tochter Anna Dorothea. Das waren meine Urgroßeltern. Ein Johannes Schätzel heiratete die jüngste Tochter Anne Christine, und diese beiden waren die Urgroßeltern meiner ersten Frau Dina geb. Schätzel.

Johannes Schätzel hatte beim Sonnenwirt eingeheiratet, und weil er mit seinem Schweigersohn gar nicht zurechtkam, gab der Volksmund den Kommentar: „Er hat in die Sonn geheiratet und hat sich den Arsch verbrannt!“ Da drängt sich mir die Frage auf, ob nicht eine gewisse Tradition dabei mitgespielt hat, dass meine Schwester Anna und meine erste Frau Christina genannt wurden.

Nach dieser Abschweifung wieder zu meinen Jugendjahren zurückkehrend, will ich zunächst die Tatsache erwähnen, dass ich im Alter von 8 bis 14 Jahren in jedem Winter auf großen Eisflächen, die durch Überschwemmungen auf den Wiesen nach dem Rhein zu entstanden waren, dem Schlittschuhsport huldigen konnte. Unsere heutige Jugend kennt das kaum, und ich habe zuweilen darüber nachgedacht, was wohl die Ursache zu solch veränderten Verhältnissen sein mag. Vielleicht hatte man damals alljährlich während der Wintermonate größere Niederschläge und es gab längere Frostperioden. Noch eine andere Tatsache scheint mir dabei eine ausschlaggebende Rolle zu spielen. Damals kannte man die Rheinstromregulierung noch nicht. Die Uferböschungen des Rheines waren auf beiden Seiten zerrissene und zerklüftete Ausbuchtungen und Einschnitte mit hier und da aus dem Wasser ragenden Letteköpfen. Da floss das Wasser bei hohen Wasserständen viel langsamer ab, als bei dem jetzigen planvollen Uferbau mit kanalmäßiger Befestigung, die dem Wasser eine viel größere Geschwindigkeit im Fließen verleiht.

Im Winter 1890/91, und zwar im Februar 1891, hatte sich das Treibeis im Rhein gestellt. Der Rhein war in einer Nacht von Dienstag auf Mittwoch zugefroren. Als morgens die Kunde davon ins Dorf gekommen war, eilte ich am Nachmittag mit 4 gleichaltrigen Jungen an den Rhein, um das ganz neuartige Bild zu sehen. Unterwegs mussten wir als erste, die den Weg zum Rhein gingen, mehrmals meterhohe Schneeverwehungen überwinden, was wir sehr lustig fanden. Die Eltern hatten uns streng verboten, die Eisdecke zu betreten, weil die noch offenen Stellen zwischen den einzelnen Schollen eine beträchtliche Gefahr darstellten. Unsere guten Vorsätze waren bald im Winde verweht, als wir sahen, dass sich ein Mann anschickte, mit einem Sack auf dem Rücken den Rhein zu Fuß zu überqueren. Mutig folgten wir ihm im Gänsemarsch, wobei die Seitenblicke auf viele offene Stellen uns doch etwas das Gruseln beibrachten. Die festen Schollen waren, was man an den offenen Stellen gut sehen konnte, ca. 25-30 cm dick. Sie waren also beim Betreten ungefährlich.

Mit allerhand Herzklopfen langten wir endlich drüben am Ufer an. Nun baten wir im vollen Bewusstsein einer unüberlegten Handlung unseren Führer, gleich wieder den Rückmarsch mit uns anzutreten. Der reagierte aber vollkommen sauer und betonte, dass er uns ja nicht aufgefordert habe, mit ihm zu gehen, und er marschiere jetzt nach Erfelden. Das schlug dem Fass den Boden aus. Als wir nun gar den Mann gegen den Altrhein zu hinter den Bäumen verschwinden sahen, überkam uns das heulende

Elend. Wir hatten im Stillen gehofft, man werde drüben im Hause Blüm unser Gejammer hören und uns holen. Nach einer verzweifelten Stunde, die Sonne war im Westen schon im Absinken, zogen wir das Los, wer vorher gehen müsse. So übernahm ein Junge namens Johann Kraft (er ist später Bahnmeister geworden) die Führung mit dem Vorbehalt, dass wir den Weg kriechend, dicht aufeinanderfolgend machen mussten, damit der Hintermann den versinkenden Vordermann noch an den Füßen fassen könne. Dass dieser Rückmarsch alles andere als mutige Jungen fand, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Das Krabbeln ging bis zur Mitte des Rheines. Da gaben wir es auf, weil die Knie durchgescheuert waren und die steifgefrorenen Hände es nicht mehr zuließen. Mehr und mehr war uns auch zur Gewissheit geworden, dass bei entsprechender Vorsicht und mit dem Ausweichen vor offenen Stellen die Gefahr gar nicht so groß war, wie es uns anfangs schien. Von der Rheinmitte gingen wir dann aufrecht hintereinander her und erreichten wohlbehalten das heimatliche Ufer.

Im Hause Blüm hatte man unseren Rückmarsch mit Interesse verfolgt, und so empfing uns der alte Herr Blüm mit seinem langen weißen Bart und kanzelte uns gehörig herunter. Als er mit „verhauen“ drohte, wollten wir uns, halb steif gefroren, verdrücken, was er aber strengstens verbot. Er nahm uns mit in die warme Küche und gab uns Kaffee und Brot. Als wir durchwärmt und gesättigt waren, trotteten wir schleunigst Heim. Zum Glück war mein Vater nicht zu Hause, die Mutter im Stall beschäftigt, und als sie mich dann in nassen Strümpfen am warmen Ofen fand, war ich natürlich „schon längst“ zu Hause.

Wir 5 „Verbrecher“ hatten geschworen, dicht zu halten. Als aber in den nächsten Tagen der Menschenstrom nach dem Rhein einsetzte, erzählte der alte Blüm von unserer Heldentat, und zum Schluss wurden wir noch bewundert. Ein Nachspiel hat es zu Hause auch nicht gegeben.

Den zugefrorenen Rhein habe ich wieder im Winter 1894/95 und dann im Februar und März 1929 erlebt, zum letzten Mal im Winter 1955/56,

In dem sehr strengen Winter 1894/95 hatte sich in Oppenheim der Rhein oben am Wäldchen gestellt und war dann nach der Fähre hin glatt zugefroren, sodass wir von der Schule aus eisfrei hatten und Schlittschuh laufen konnten.

Ich erinnere mich aus jenen Tagen, dass ein Metzger von Nierstein eine Kuh, die er in Geinsheim gekauft hatte, über den Rhein führen wollte. Die Füße der Kuh waren mit Säcken umwickelt, um ihr das Gehen auf der spiegelglatten Fläche zu ermöglichen. Kaum 10 Meter weit gegangen, stürzte die Kuh trotzdem hin, und im Nu waren auch die Lappen an den Füßen weg. Da packten wir Jungen an, und unter lautem Jubel schleiften wir die Kuh ans Niersteiner Ufer, wo sie gleich aufstand und ihrem ungewissen Schicksal zutrabte.

Als 11-12jährige Buben hatten wir bei dem Briefträger und Tanzlehrer Lörsch mit gleichaltrigen Mädeln Tanzunterricht. Die Eltern gaben damals ohne Bedenken ihre Genehmigung dazu, und am Schluss des Kurses fand das Tanzkränzchen mit Eltern und Geschwistern in einer ballmäßigen Aufmachung statt. Wir lernten die bekannten Rundtänze wie Schottisch, Polka (Rheinländer), Polka Mazurka und Walzer. Eine besondere Rolle spielte damals die Francaise, die mit ihren verschiedenen Touren ein gesellschaftlicher und formschöner Höhepunkt war.

In unserer Gegend kann man sich jetzt nicht mehr in die Tatsache hineinfinden, dass man Kinder zum Tanzunterricht schickt.

In Schleswig-Holstein haben wir das noch im Jahre 1950 gefunden und die Eltern waren begeistert, wie schön ihre Kinder tanzen konnten.

Herr Lörsch war nicht nur ein vorbildlicher Tanzmeister, sondern auch ein Künstler im Lebensstil und in gesellschaftlichen Formen. Dies brachte er in zwischendurch gehaltenen Vorträgen und Belehrungen an uns heran. Er exerzierte mit uns alle möglichen gesellschaftlichen Formen, den Umgang mit Frauen, das Benehmen in einer guten Gesellschaft und dergleichen mehr. Vieles davon hat mir im Leben gute Dienste geleistet.

Wer nicht gut oder gar überhaupt nicht tanzen konnte, war für ihn ein halbwegs unbrauchbarer Mensch. Ihm fehle es an Rhythmus, meinte Herr Lörsch, und wer den nicht im rechten Ausmaß habe, der stolpere nach seine Ansicht durchs ganze Leben. Wir haben damals oft herzlich gelacht. Aber im Laufe meines Lebens habe ich oft darüber nachgedacht und beobachtet, dass in dem, was Lörsch gesagt hatte, eine tiefe Wahrheit steckt. Sehr flotte Tänzer sind immer wendige Menschen, die leichter und beschwingter durchs Leben gehen; sie werden mit manchen Problemen leichter fertig. Dass unter diesen Glücklichen auch einmal ein zu leichter Jüngling vorkommt,

der mit einem $\frac{3}{4}$ Takt durchs Leben tänzeln will und Schiffbuch leidet, bleibt die Ausnahme. Oft hat ein solcher Fehler seinen Grund in erblicher Belastung. Wer ungelenkt tanzt, stolpert oder seine Partnerin fortwährend auf die Füße tritt, dem fehlt es an Rhythmus auch im Leben. Für Frauen gilt dies alles im gleichen Sinne.

Ich habe mir auch immer wieder darüber Gedanken gemacht, wie weit der Wille des Menschen diese Mängel beeinflussen und beheben könne. Ich kam zu der Erkenntnis, dass der Wille hier wenig vermag, wenn der Fehler von den Vorfahren geerbt ist.

Es gibt eben sehr viele Dinge, die dem Menschen von der Vorsehung als göttliches Geschenk oder als Verhängnis in die Wiege gelegt werden. Als denkender Mensch steht man vor dem sinnvollen Walten einer höheren Macht, die man bewundernd bestaunen, unter die man sich aber nur demutsvoll beugen kann. Diese Erkenntnis lässt gesehen jedoch Zweifel darüber aufkommen, ob hier eine fortlaufende und ewige Auswirkung von Erbanlagen am Werke ist, oder ob Launen der Schöpfung, dem fortgleitenden Rhythmus des Lebens ausweichend, auch ganz neue Möglichkeiten in Erscheinung treten lassen. Ich stand da manchmal oft vor Problemen des Lebens, mit denen ich nicht fertig werden konnte und die vielleicht für immer unlösbare Rätsel für die Menschheit bleiben werden. So kam bei mir oft das Empfinden auf, eine Fülle göttlicher Gnade neben mir auf dem Lebensweg zu haben, die mir Zufriedenheit und die Kunst des Lebens in reichlichem Maße hat zuteilwerden lassen. Oft ist es mir zu Mute, als ob ich heute im hohen Alter im wohltuenden Schatten eines sonnenbestrahlten Lebensbaumes ausruhen dürfte.

Mit dem Tanzen, seinem Rhythmus und dessen Begleiterscheinungen im Leben sind wir nun fast unbemerkt in die Philosophie des alternden Mannes hineingeraten.

Der Rückflug in die sonnigen Tage der Jugend findet mich als Abc-Schützen in der Volksschule. Darüber ist nicht viel zu sagen. Ich ging sehr gern in die Schule. Das Lernen fiel mir sehr leicht, und es war nicht schwer, Liebling des Lehrers zu sein. Und gerade dies hat mir manchen Kummer gebracht. Der Lehrer sollte die guten Schüler den weniger begabten nicht immer als Muster hinstellen; dies muss sehr verletzend wirken und erweckt den Anschein der Bevorzugung, auch wenn es gar nicht der Fall ist. Ebenso hässlich fand ich das fortwährende Herauf- und Heruntersetzen nach schriftlichen Arbeiten. Da schwebten selbst die guten Schüler in einer dauernden Aufregung und die schlechten verloren jegliches Vertrauen zu sich selbst, wenn sie hoffnungslos unten angelangt waren.

In den höheren Schulen fand ich diese Methode nicht mehr.

Nach dreijährigem Besuch der Volksschule ging ich hier in die Privatrealschule, die damals mit vorzüglichen Lehrkräften besetzt war. Diese Schule lebte von dem Schulgeld, und wenn ein Defizit vorkam, wurde es durch einen Garantiefonds, den hiesige Eltern gezeichnet hatten, abgedeckt. Im Allgemeinen konnten Schüler soweit vorgebildet werden, dass sie in die 4. Klasse einer höheren Schule in Oppenheim oder Worms aufgenommen werden konnten. In diesem Falle waren zwei Jahre auswärtige Schulzeit gespart, was von Eltern in der damaligen sparsamen Zeit hoch angeschlagen wurde. Hiesige Schüler und vor allem Schülerinnen, die nicht auf eine auswärtige Schule gehen wollten, fanden hier einen Abschluss, der wesentlich über dem Ziel der Volksschule lag und mit Französisch und Englisch auch beachtliche Sprachkenntnisse vermittelte.

Dass Mädchen damals in eine höhere Schule gingen, war gänzlich ausgeschlossen. Die Jungen aber hatten zumeist das Ziel, das Zeugnis für den Dienst als Einjährig-Freiwilliger beim Militär zu erlangen.

Im Jahre 1891 trat ich in die 4. Klasse der Realschule in Oppenheim ein. Ich war in der Privatrealschule so weit vorangekommen, dass ich gegenüber Oppenheim beinahe ein halbes Jahr in allen Fächern voraus war. Sehr bald war ich Primus in meiner Klasse, und diese Stellung konnte ich bis zum Schlussexamen im Jahr 1895 durchhalten.

Die Schlussprüfung war in der Art der Durchführung dem heutigen Maturum ähnlich. Die schriftliche Prüfung, die Deutsch, Englisch, Französisch und Mathematik umfasste, dauerte 4 Tage unter Anwesenheit eines Regierungskommissars mit noch 4 Schülern. Meine Durchschnittsnote war wiederum 1, und so wurde ich von der mündlichen Prüfung, die einige Tage später stattfand, befreit. Das war für uns 5 Schüler eine große Freude. Leider fielen 2 Oppenheimer Schüler durch, und sie verließen die Schule, ohne es nochmal zu versuchen. Wenn mit dieser Prüfung gleichzeitig eine solche dem im Wahlfach Latein verbunden war, so konnte der „bestandene“ Schüler ohne Aufnahmeprüfung in die Unterprima eines hessischen Realgymnasiums (Mainz, Worms und auch Darmstadt) eintreten.

2 Schüler haben dies getan. Der eine ging nach Mainz, der andere nach Worms, der letztere von hier, ist später Professor geworden.

Die Tatsache, dass ich während meiner ganzen Schuljahre in Oppenheim in jedem Zeugnis die Gesamtnote 1 hatte, ließ sowohl bei den Lehrern wie bei den Schülern die Auffassung hochkommen, dass ich überbegabt wäre. Dem war tatsächlich nicht so, weil mir nichts im Schlafe zufiel und ich treu und brav geschuftet habe, wenn es einmal darum ging, eine schwere schriftliche Arbeit vorzubereiten. Meine stärkste Seite war der deutsche Aufsatz, und dies deshalb, weil mir ein reicher Wortschatz als Geschenk des Himmels eine gute Ausdrucksfähigkeit zur Verfügung stand. In der ersten Klasse, kurz vor dem Examen, stellte uns der Deutschlehrer Prof. Obenauer die Aufgabe, aus dem Gedicht „Des Sängers Fluch“ 4 Bilder (Gemälde) herauszulesen und ins Einzelne gehend zu beschreiben. Die Arbeit, die wir in der Schule schreiben mussten, sollte keine Bewertung erhalten, sondern nur für ihn einmal einen Maßstab abgeben, ob wir auch eine etwas künstlerische Begabung zu eigen hätten. Dies wurde mein bester Aufsatz; er kam im Konferenzzimmer zur Vorlesung. Ich hatte später so im Stillen die Überzeugung, dass er wesentlich besser war, als mein Prüfungsaufsatz (Minna von Barnhelm), und er hat vielleicht etwas mitgeholfen zu dem Einer im Aufsatz, für den ich nach der Abgabe der Arbeit doch einige Befürchtungen hatte.

Primus einer Klasse zu sein und dies mehrere Jahre hindurch trotz schärfster Konkurrenz, ist nicht leicht. Es gehört sehr viel Takt und Menschenkenntnis dazu, um nicht der bestgehasste Schüler der Klasse zu werden. Ich habe buchstäblich um das Vertrauen der Klasse gerungen, war hilfsbereit bis zum Äußersten, und schließlich war ich für viele der gute Berater und Helfer. Hunderte von Nachhilfestunden gab ich bereitwilligst und jeder, der etwas zu fragen hatte, bekam einen ehrlichen wahren Bescheid.

In der schriftlichen Prüfung in Mathematik begegnete mir der ganz verzweifelte Blick eines Kameraden. Ich wusste sofort, wo es fehlte, und nach mehrmaligen Versuchen gelang es mir endlich, ihm die notwendige Formel zuzuschieben und sein Examen war gerettet. Er hat es mir sein ganzes Leben lang gedankt.

Eine Ausflugsklasse, in die jeden Samstag 20 Pfennige eingezahlt werden mussten, habe ich organisiert, und so konnten wir uns in der ersten Klasse manchen schönen Ausflug leisten. Es waren meist kleine Wanderungen. Wenn man bedenkt, dass damals ein schönes Schinkenbrot 20 Pfennig und ein Schoppen Bier 11 Pfennig kostete, so konnte man für 1 Mark schon flott leben.

Wenn ich mit dem Blick auf mein zurückliegendes Leben mir Rechenschaft darüber geben wollte, was notwendig ist, um mit wertvollen Menschen in Kontakt zu kommen, so bin ich um eine stichhaltige Antwort verlegen. Meist spinnen sich unsichtbare Fäden, ganz unbemerkt wird man zueinander hingezogen und weiß gar nicht, warum und wie.

Ich hatte immer bei der ersten Begegnung mit einem fremden Menschen ein gewisses Urteil, so aus dem Unterbewusstsein heraus, ob er mir unsympathisch war, oder ob ich ihn ablehnen musste. Ich wüsste nicht einen Fall, wo ich mich grundsätzlich getäuscht hätte.

In meinem ganzen Wesen war ich etwas zurückhaltend, und ich konnte mich nicht schnell an fremde Menschen anschließen. Es gab manche, die lehnten mich im Anfange des Bekanntwerdens ab und haben mir dies auch später bei bester Freundschaft offen zugegeben.

Mit Frauen hingegen hatte ich viel schneller Kontakt als mit Männern. Wenn ich beispielsweise bei längeren Reisen beim Einsteigen in den Zug Neigung verspürte, in einer mir sympathisch erscheinenden Frau eine nette Reisebegleiterin zu finden, so hat dies in den meisten Fällen geklappt.

Einer landesüblichen Unterhaltung, etwa auf der Fahrt von hier nach Mainz, bin ich meist, wenn irgend möglich, aus dem Wege gegangen oder habe sie mit dem Herausnehmen einer Tageszeitung abgelenkt. Dies war mitunter sogar etwas unhöflich, aber in vielen Fällen nicht zu vermeiden. Meine Schulzeit in Oppenheim stand neben den Erlebnissen in der Schule selbst im Zeichen von unverwischbaren Eindrücken in der Pension Minnich. Dieser Lehrer, der als ehemaliger Volksschullehrer in den unteren Klassen Unterricht gab, hatte eine Pension für Schüler aufgemacht, die er vorbildlich zu führen verstand. So an 20-30 Buben aller Altersklassen mit etwa 1/3 Halbpensionären aus Niersten und Guntersblum, die allabendlich nach Hause fuhren, bewegten sich hier in einer Hausordnung, die schon fast einem militärischen Anstrich hatte. Frau Minnich und eine alte Tante als Küchenfee sorgten in vortrefflicher Weise für das leibliche und seelische Wohl der Zöglinge. Es waren immer fünf bis sechs verspätete Semester darunter, halbwegs gescheiterte Existenzen, die hier mit 17 und 18 Jahren den letzten Versuch machten zum Endziel der Schule zu gelangen. Ich habe mich mit besonderem Interesse gerade mit ihnen befasst und dabei herausgefunden,

dass in fast allen Fällen ein Versager des Elternhauses den Ausgangspunkt abgegeben hat.

Sie kamen aus sehr wohlhabenden Familien mit einem überbeschäftigten Vater, der abends keine Kinder mehr sehen konnte, und einer Mutter, die von allerhand gesellschaftlichen Pflichten in Anspruch genommen war. Wenn in einem Falle ein Erziehungsfräulein den Jungen noch andere pikante Dinge gelehrt hatte, so waren ja alle Möglichkeiten für Entgleisungen im Voraus gegeben. Auch zerrüttete Ehen lagen vereinzelt zugrunde.

Herr Minnich nahm die Erziehung und Lenkung energisch in die Hand, wobei er unter Umständen mit handgreiflicher Betonung keinen Zweifel darüber ließ, dass er, der sich nicht fügt, fliegt.

Dies ist jedoch ganz selten einmal nötig gewesen. Alle wurden hier auf die rechte Bahn gebracht und haben nach allerhand Anstrengungen das Ziel der Schule – in einigen Fällen mit 19 Jahren – noch erreicht.

Wer nicht gerade gut veranlagte, in sich gefestigte Kinder hat, tut gut daran, sie rechtzeitig in einer guten Pension unterzubringen. Das ist billiger, als sie jahrelang bummeln zu lassen, und es bewahrt sie auch in vielen Fällen vor Minderwertigkeitskomplexen. Viele jener „angeschossenen“ Existenzen haben es im Leben recht weit gebracht.

Minnich war ein eifriger Turner, und in seinem Turnunterricht wurde bei mir auch die Grundlage dafür gelegt, dass ich später ein überdurchschnittlicher Geräteturner geworden bin. Der Schwimmunterricht, der damals von einem Marineunteroffizier nach militärischen, sehr rohen Methoden erteilt wurde, war uns anfangs etwas Furchtbares. Aber ein gewisser Korpsgeist mit militärischem Einschlag im Unterbewusstsein gab das Kommando: Durchhalten!

Das Turnen und Schwimmen, das ich heute noch mit 74 Jahren im offenen Rheinstrom tätige, haben meinen Körper zeitlebens eine merkliche Elastizität mit auf den Weg gegeben. Hier könnte man auch wieder von einem ausgleichenden Rhythmus in geistiger und körperlicher Tätigkeit reden.

In der Altersperiode von etwa 9 bis 13 Jahren fiel der Versuch meiner Eltern, -anfangs auch von mir mit Begeisterung aufgenommen -, einen Klaviervirtuosen aus mir zu

machen. Der Versuch ging daneben. Nach nahezu 5 jährigem Bemühen, bei dem ich manchmal neben die Klavierstunden ging, hat man den Versuch am untauglichen Objekt aufgegeben.

Mit 17 Jahren griff ich dieses Gebiet nochmals in allem Ernstem auf und habe es auseigener Kraft noch zu einem mittelmäßigen Spieler gebracht. Grammophon und später das Radio taten das ihre, dass die ganze Kunst wiederum vernachlässigt wurde. Ein Freund gute Musik bin ich trotzdem geblieben.

Hier möchte ich nicht unerwähnt lassen, wie in einem jugendlichen Gedankenkreis Einflüsse von außen sich mitunter richtunggebend auswirken können.

Als guter Schüler war ich gerade in der letzten Klasse manchmal schwankend geworden, ob ich nicht studieren solle? Hier einige kleine Erlebnisse: Wenn bei meinem Vater als Bürgermeister der Herr Kreisrat in der Gemeinde erschien, mit dem Projekt eines neuen Schulhauses oder einer Chaussee in der Tasche, dann war alles in Aufregung. Da musste der Gemeinde- und Polizeidiener zum Appell mit Sonntagsanzug und geputztem Säbel erscheinen. Die Straßen wurden gefegt, Bürgermeister und Gemeinderat liefen in „fulldress“ herum, und endlich kam der Gewaltige im Doppelspänner-Chaisenfuhrwerk an. Ich erinnere mich, wie ein neuer Kreisrat bei seinem ersten Besuch, er war selbstredend Reserveoffizier jene beiden Krieger von anno 1870/71 fragte: „Wo haben sie gedient?“

In Zuckmayer's Hauptmann von Köpelnick ist mir diese Frage in satirischer Form wieder begegnet.

In einem anderen Falle waren die Stiefel des Polizeidieners nicht richtig geputzt. Auf die Frage, warum das nicht in Ordnung sei, sagte der biedere Hannes: „Herr Kreisrat, ich sein net so stolz.“

Da spukte der Gedanke manchmal bei mir im Hirn, ob man nicht auch Kreisrat werden könnte. Als dann schließlich der Lehrer Dr. Dittmar mich einmal frug: „Was willst du werden, Schätzel?“, da erwiderte ich: „Bauer.“ Er antwortete: „Das ist verkehrt. Wenn Du Jura studierst, wirst Du einmal Minister.“

Er konnte sich damals bestimmt nicht vorstellen, dass ich noch eine Zeit erleben würde, in der man auch ohne Studium Minister werden konnte.

Die Möglichkeit, durch ein Studium in eine glänzende Lebensstellung hinein zu kommen, hat mich damals ernstlich einige Wochen beschäftigt. Gänzlich bin ich davon abgekommen durch zwei Vorträge in der ersten Klasse, von denen der eine den Weinstock und der andere den Wein behandelte.

Wir sollten drei freie Vorträge halten, wobei wir als Grundlage ein Buch benutzen durften, das während des Vortrags auf dem Katheder bzw. dem Lehrer zur Einsicht vorlag. Der Lehrer war Herr Obenauer, ein ganz vortrefflicher Menschenkenner. Ihm waren meine gedanklichen Erwägungen nicht unbekannt, und deshalb gab er mir ein Buch in die Hand, das die vorgenannten Gebiete ausführlich praktisch und wissenschaftlich behandelte. Ich machte mich daran, hielt zwei sehr gute Vorträge über diese Gebiete und war damit von ihnen gefangengenommen. Bei diesen Vorträgen gaben die Schüler in geheimer Abstimmung Noten, und der Lehrer gab auch seine Note bekannt.

Von den Schülern bekam ich 10 Einer und zwei Zweier und von Obenauer einen Einer. Mit diesen Vorträgen erhielt ich Einblick in die wissenschaftliche Seite des Weinbaues, und sie gewann mein ganzes Interesse. Obenauer hob bei der Beurteilung besonders hervor, dass ich mich in den Stoff ganz hineingelebt habe, und dass ein seelisches Mitklingen die Wirkung nicht verfehlt habe. Zweifellos habe ein rednerisches Talent ausschlaggebend mitgewirkt.

So etwas hatte ich damals zum ersten Mal in meinem Leben gehört, und stolz verließ ich den Katheder.

Dabei war mir die einheitlich gute Beurteilung meiner Mitschüler bei der geheimen Abgabe der Note ein erhebender Beweis eines guten Verstehens mit ihnen.

Ich verließ an Ostern 1895 die Schule ohne jegliches Schwanken, - bereit, den väterlichen Beruf zu ergreifen. Ich hatte mich sehr bald in der praktischen Arbeit zurechtgefunden und vielseitige Freude darüber in mich aufgenommen, als ich mich mehr und mehr mit dem wunderbaren Geschehen in der Natur verbunden fühlte.

Hier möchte ich einen kleinen Spaziergang in Besonderheiten, Eindrücken und Erlebnissen aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts machen. Sie werden jetzt kaum noch verstanden werden, aber dem Leser ob ihrer Drolligkeit ein geneigtes Lächeln abnötigen und ihn in eine Zeit ohne Hasten und Jagen zurückführen. Viele alte Leute der weniger begüterten Kreise hatten in ihrer Jugend keine Schule besucht,

und so war es auf dem Bürgermeisterbüro, das sich bei uns im Haus befand, durchaus nichts Ungewöhnliches, dass unter dem Dokument statt des Namens drei Kreuze (+++) ihren Platz fanden.

So war auch der alte Jörg Zeitungsträger der „Landskrone“, ohne lesen zu können und ohne Ahnung, was bei den Buchstaben unten und oben war. Er war sehr gesprächig, besonders wenn er sich einige Schoppen, die er in endloser Zahl trinken konnte, einverleibt hatte. Auf die Frage: „Jörg, was gibt's Neues in der Zeitung?“ sagte er ernst und halb traurig: „Es ist wieder ein Eisenbahnunglück passiert, und wieviel Menschen wird das wieder gekostet haben?“ Näher nach seinen Anhaltspunkten befragt, hielt er die Zeitung hin mit dem Vermerk: „Es ist eine Lokomotive umgefallen, und da hat es auch sonst noch allerhand Scherben gegeben.“ – Auf der Rückseite der Zeitung war eine Lokomotive abgebildet, und da Jörg in vorbesagter Unkenntnis die Zeitung umgekehrt hielt, stand die Maschine auf dem Kopf. So hatte er sich die Bekanntmachung eines Eisenbahnunglücks vorgestellt. Dass diese nette Geschichte viele Jahre hindurch Dorfgespräch blieb und in lustigen Vereinsveranstaltungen immer wieder in schön ausgeschmückter Kostümierung in Scene gesetzt wurde, ist leicht zu verstehen.

Eine andere lustige Geschichte war damals auch jahrelang im Umlauf. Der alte „Schnerg“, eine hinkende Gestalt mit krummem Rücken und einem allgemein bekannten satirischen Humor, - „je krümmer, je schlimmer“, sagte man damals, - war Weinbergschütze im Oppenheimer Weg an der Chaussee. Er erwischte drei Handwerksburschen an den Trauben und nahm sie mit stark betonter Amtsmiene ins Verhör, zu dem sich bald ein Kreis von Zuhörern eingefunden hatte. Nach entsprechender Belehrung über ihr Vergehen, ließ er sich ihre Papiere vorzeigen. Des Lesens auch unkundig, hielt er die Scheine verkehrt, sodass die Schrift auf dem Kopf stand. Er entließ die Burschen mit dem Vermerk, dass er sie nur aufgrund ihrer guten Zeugnisse für dieses Mal laufen lassen wolle. In großer Fröhlichkeit gingen die Wanderer ihres Weges, und der Volksmund in Guntersblum hatte für Jahre wieder einen neuen humoristischen Stoff. Wir bösen Buben riefen dem biederen Schnerg immer wieder zu, ob auch seine Papiere in Ordnung seien. Er hat manchem von uns einen festen Schlag mit seinem Stock versetzt. Auch dieser Stoff wurde in Vereinen bühlenmäßig verarbeitet und hat wahre Lachstürme ausgelöst.

Gegen Ende der 80er Jahre verschwanden diese Gestalten und mit ihnen die letzten Ausklänge einer Zeitepoche, in die man sich heute einfach nicht mehr zurückfinden kann. Wie oft habe ich als Bub mit diesem Schnerg im Hofe auf der Bank gesessen und seinen Erzählungen aus alten Zeiten, die bis zu Napoleon I. zurückreichten, mit großem Interesse zugehört. Er war viele Jahre meinem Küstner-Großvater ein treuer Knecht gewesen, und wenn er mir davon erzählte, was für ein guter „Herr“ dieser gewesen sei, traten ihm die Tränen in die Augen. Zu meiner Mutter sagte er „Lene“, was uns immer sehr belustigte; es war auch ein Nachklang einer schönen patriarchalischen Vergangenheit.

Als junger Lehrling im väterlichen landwirtschaftlichen Betrieb fand ich mich sehr schnell in allem zurecht. Man war gerade dabei, die Frühjahrssaat hinauszubringen – unterzumachen – wie man damals sagte. Da galt es zunächst mit dem Säesack über der linken Schulter die Technik des Säens von Hand gründlich kennen zu lernen. Ich ging meinem Vater voraus, und er korrigierte mich, hinter mir nachkommend. Die Breite des Ganges und die Fülle des Saatgutes in der Hand waren ausschlaggebende Momente, und wehe, wenn das Getreide „gängig“ gesät war. Säemaschinen gab es damals schon, aber ich glaube, im Dorfe hatte sich noch kein Bauer an diese große Anschaffung herangewagt. Nach zwei Jahren war ich Meister im Handsäen geworden. Jahrelang habe ich allein das Getreide mit der Hand gesät, den Kleesamen mit drei Fingern. Gepflügt wurde mit dem Rüstenpflug, und meist fuhren wir mit drei Pferden hintereinander her. Morgens um halb sechs ging das Rad herum, und an jedem Tage mussten mit drei Pferden 5 bis 6 Morgen fallen. Die Dickrüben wurden mit der Hand von Frauen gelegt, und für den damals ganz geringfügig anlaufenden Zuckerrübenanbau stellte die Fabrik die Sämaschine.

Mit dem Rebschnitt war ich schon während meiner Schuljahre vertraut geworden. Zur Arbeitstechnik wäre hier noch zu sagen, dass man damals noch nicht daran dachte, mit Pferd und Pflug im Weinberg zu arbeiten; Bei Kartoffeln und Rüben hingegen hatte der Hackpflug schon seit Jahren Eingang gefunden. Ich war einer der ersten, der unter dem Lächeln mancher alten Winzer, aber mit einsichtsvoller Zustimmung meines Vaters das Wagnis unternahm, mit einem Kartoffelhackpflug die Zeilen zu durchfahren. Damit war mit der althergebrachten Einstellung gebrochen worden: Wo der Pflug kann gehen, da soll kein Weinstock stehen. Die technische Vervollkommnung des

Weinbergpflugs ging im Laufe der Jahre sehr schnell vonstatten und erreichte mit den beweglichen hintersten Scharen seine große Vollendung.

Nach dem Traubenherbst im Jahre 1895 besuchte ich die Wein- und Obstbauschule in Oppenheim in ihrem ersten Jahrgang. Hervorragende Fachleute und Lehrkräfte übermittelten uns fortschrittliche und neuzeitliche Erkenntnisse des modernen Weinbaues. Im Laboratorium der Schule führte uns ein Chemiker in die Weinchemie und die dazu erforderlichen Untersuchungsmethoden ein. Durch freiwillige Arbeit im Laboratorium suchte ich unter Anleitung des damaligen Prof. Koch mein Wissen noch wesentlich zu erweitern.

So hatte ich allmählich das Rüstzeug beisammen, um es im väterlichen Betrieb bald in der oder jener Richtung hin erfolgreich anzuwenden.

Neue Erkenntnisse in der weinbaulichen Praxis unter dem außerordentlich fördernden Einfluss der Weinbauschule in Verbindung mit der ebenso fortgeschrittenen Kellerwirtschaft rückten das Interesse für den Weinbau sehr in den Vordergrund und brachten es dahin, dass hier die Weinbaufläche im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts um etwa 40-50% zunahm. Nach einem furchtbaren Rückschlag im Jahre 1906, in dem die Peronospora in allen deutschen Weinbaugebieten fast restlos die Ernte vernichtet hatte, gab es in der Schädlingsbekämpfung eine starke Aufwärtsentwicklung, wobei auch der Kampf gegen den Heu- und Sauerwurm zu guten Erfolgen führte.

In der Weinbauschule war auch der Kampf gegen die Reblaus, die etwa Mitte der 90er Jahre in Schimsheim ihren ersten Einzug in hessisches Gebiet gehalten hatte, sehr in den Vordergrund gestellt worden. Man glaubte damals allgemein, durch gesetzliche Maßnahmen dieser Seuche Herr zu werden, indem man rücksichtslos die infizierten Parzellen herausschlug und noch große Sicherungsgürtel ebenfalls durch Vernichtung der Reben herstellte. Wir Schüler wurden als Reblaussachverständige ausgebildet und in den folgenden Jahren als solche eingesetzt. In dieser Funktion zog auch ich zum ersten Mal aus dem Elternhaus aus und wagte damit den Schritt in eine neue, unbekannte Umgebung. Er führte mich zunächst nach Wimpffen a. Neckar, eine damalige Enklave des Großherzogtums Hessen.

Im Mathildenbad wurden wir wohnlich untergebracht, und in den 4-5 Wochen unserer dortigen Tätigkeit lernten wir in ausreichendem Maße die Gepflogenheiten der sog. guten Gesellschaft kennen.

Unsere Arbeit in den Weinbergen begann um 5 Uhr morgens und wurde bis 1 Uhr durchgeführt. Zu Hause angelangt, stecken wir uns in den Sonntagsstaat, um für die Teilnahme an der Gästetafel von etwa 40-50 Personen auch äußerlich disponiert zu sein. Die table d'hotes dauerte von 13.30 Uhr bis 15.30 Uhr und brachte auch uns bei einem Tagesabonnementspreis von 4.- Mark ein Mittagsessen mit 3 bis 4 Gängen mit auserlesenen Gerichten. Ich empfang damals so etwas wie den ersten gesellschaftlichen Schliff, zu welcher Erkenntnis ich oft und gern in meinem späteren Leben in der Erinnerung zurückgekehrt bin.

Meist zweimal in der Woche war ein Tanzvergnügen, damals auf „gut Deutsch“ Reunion genannt, zu dem sich die Hautevolee des Kreisstädtchens Wimpffen mit ihren Damen und Töchtern einfand. Als flotter Tänzer kam ich schon damals zu meinem Recht und hatte bald Kontakt zu herzigen Mädels. Nette Spaziergänge blieben nicht aus, und der Abschied von Wimpffen fiel mir und den anderen recht schwer.

Der Schmerz wurde wesentlich gelindert, als wir Wimpffen mit Wallertheim vertauschten und dort in der Gaststätte Schneider gleich drei wirklich reizende Töchter antrafen. Ihre Freundinnen waren zwei Fräulein Fritsch, die Töchter des damaligen Pächters des Hofes Wiesberg. Landwirtschaftslehrer Lintz und ich pendelten damals an freien Nachmittagen unter Hinzuziehung mancher nächtlichen Stunden zwischen Weisberghof und Wallertheim hin und her in liebevoller Begleitung.

Oben wurden aus eigener Brennerei vortreffliche Schnäpse gereicht, mit dem kleinen Finger angestoßen, und bei Schneiders wollte man mit Eis und sonstigen Süßigkeiten nicht im Rückstand bleiben. Es waren Festtage im wahrsten Sinne des Wortes, und bei der Tatsache, dass sich die dortigen Winzer ausgebeten hatten, die lettigen Weinberge bei nassem Wetter nicht zu betreten, war unser Morgengebet auf Regenwetter abgestellt. Und es hat damals reichlich geregnet.

Mein 4-händiges Klavierspiel mit dem jüngsten Fräulein Schneider gab dem über Nacht dagebliebenen Kreisschulinspektor von Oppenheim die Meinung mit auf den Weg, dass sich hier schon unlösbare Fäden gesponnen hätten. Pflichtgemäß glaubte er das meinem Vater berichten zu müssen. Der nahm das keineswegs tragisch und

erzählte es mir mit leichtem Lächeln. Das war im Jahre 1899, und die schöne Zeit, die ich damals im Hause Schneider und in der Familie Fritsch verleben durfte, blieb mir zeitlebens eine erhebende Erinnerung.

Ein mit mir gleichaltriger Sohn Fritsch, ein hochintelligenter, kräftiger und blühender junger Mann, fiel nach etwa 2 Jahren der Tuberkulose zum Opfer, und seine Schwester Kathinka ist ihm an der gleichen Krankheit einige Jahre später gefolgt. Ihr Wunsch, mich noch einmal zu sprechen, hat sich erfüllt. Ich ging von ihr, zutiefst erschüttert von ihrem leidenden Zustand. Ich hatte ihr keinerlei Hoffnung gemacht in jenen herrlichen Tagen in Wallertheim; ein bisschen gern hatten wir uns allerdings.

Mit Landwirtschaftslehrer Lintz, dem späteren Direktor der Landwirtschaftsschule in Alzey, hat mich seit jener Zeit eine unzertrennliche Freundschaft verbunden. Er ist nun auch schon mehr als 20 Jahre tot. Durch ihn und unseren damaligen Kolonnenführer, den Direktor der Obst- und Gartenbauschule zu Friedberg, Karl Spieß, bin ich zur Württembergia nach Hohenheim gekommen und ihr Bundesbruder geworden. Spieß ist im Jahre 1952 im Alter von 92 Jahren gestorben.

In den Jahren 1898/99 fiel eine große Enttäuschung auf mein Leben. Als eifriger Geräteturner und Preisturner mit vaterländischem Einschlag wollte ich selbstverständlich Soldat werden und hatte geglaubt aufgrund meiner turnerischen Fähigkeiten und der damit im Zusammenhang stehenden Wendigkeit im Soldatenleben ein leichtes Spiel zu haben. Da fiel auf mich wie ein Reif in der Frühlingsnacht die ärztliche Feststellung, dass mein Herz etwas gelitten habe und die Verantwortung für den Militärdienst nicht übernommen werden könne.

Eine privatärztliche Untersuchung bestätigte den Befund nicht. Aber auch eine nochmalige Gestellung bei der Fußartillerie in Mainz führte wieder zur Ablehnung.

So zog ich nach endgültiger Ausmusterung nach Hohenheim, um Landwirtschaft zu studieren.

Interessant bleibt hier zu erwähnen, dass ich bei der Musterung zum Kriege 1914/18 sofort k.v. wurde und von einem Herzdefekt, von dem ich nie etwas verspürt hatte, keine Rede war.

In Hohenheim ging es mit fliegenden Fahnen in die Landsmannschaft der Württemberger hinein, und bald waren Schläger und Säbel an die Stelle des ersehnten

Schießgewehres getreten. Man sah in mir den kommenden Erstcharchierten, und so wurde ich gegen Ende des ersten Semesters schon in zwei Bestimmungsmensuren, in der letzten als Fuchs, mit dem Zweitarchierten der Saxonia-Stuttgart herausgestellt, zweimal ausgepaukt; ein recht gutes Ergebnis, das aber meinen zweiten Gegen-Paukanten in den letzten Gängen geradezu rasend werden ließ. Mit einer langen Außenquart blieb er stark blutend stehen. Ich hatte drei kleine Terzblutige auf dem Schädel.

Zu einem erneuten Studium bin ich in Hohenheim nicht gekommen, weil ich anfangs ja kein Examen machen wollte und dann auch als Erstcharchierter der Verbindung mit etwa 28 Mann verhaftet blieb. Es war wieder eine herrliche Zeit. Wir standen damals mit der Saxonia und Markomanie Stuttgart in einem Gruß- und Paukverhältnis, infolgedessen sich allerhand Verpflichtungen offizieller Art für die Charchierten ergaben. Bei einem großen LC-Kommers in der Liederhalle in Stuttgart, wo wir mit der ganzen Korporation, die Charchierten in Wicks, erschienen waren, hatte ich als Erstcharchierter eine offizielle Rede zu halten. Ich glaubte, die Saxonen feierten das 50jährige Stiftungsfest, und außer den Stuttgarter LC waren auch solche von Tübingen und Karlsruhe anwesend. Ein außerordentlich farbenprächtiges Bild, das ich heute noch vor mir sehe! Was ich damals empfunden habe, nach einer glänzenden Rede und einem von mir kommandierten Festsalamander, das lässt sich in Worten nicht gut schildern. Lautsprecherübertragungen gab es damals noch nicht, und es konnte in einem Raum für ungefähr 1000 Menschen nur der eine Rede halten, der eine laute und durchdringende Stimme hatte. Die ringsum laufende Galerie war dicht mit Damen besetzt, und als ich mit passenden Worten darauf Bezug nahm und meine Augen ungeniert vorbeigleiten ließ, ertete ich von dort und zwischendurch immer wieder eine rauschende Ovation. Wer so etwas noch nicht erlebt hat, kann wirklich nicht ermessen, was ein derartiges Erlebnis für einen jungen Mensch bedeutet.

Nach dem offiziellen Teil ergoss sich der Damenflor in den Saal. Dass ich bei dem sich anschließenden Tanz als der schneidige Redner des Tages sozusagen herumgereicht wurde, war nicht zu umgehen und nötigte mich, einen klaren Kopf zu behalten. Es bewahrte mich so auch vor einer sich gegen Morgen allgemein einstellenden Besoffenheit.

Als ich die Schattenseiten kommen sah, setzte ich als Erstcharchierter meine ganze Autorität ein und sagte: „Wir gehen!“ Und wir gingen, ohne dass ein gegenteiliges Wort

fiel. Das ist wahrhaft etwas Wunderbares mit der Disziplin einer in sich gefestigten Korporation.

Während der zunehmenden Entgleisung einzelner Studenten hatten sich noch etliche zweideutige Mädchen eingefunden. Die guten Herrschaften waren rechtzeitig weggegangen, und mit den Bildern, die man jetzt sehen konnte, war ich keineswegs einverstanden.

Mit diesem ersten Auftreten in der Stuttgarter Gesellschaft eröffneten sich mir allerhand Anschlussmöglichkeiten in der Großstadt. Einladungen zu Tanzveranstaltungen der Museumsgesellschaft, in zwei Fällen auch in angesehene Familien – natürlich immer mit erwachsenen Töchtern – ließen mitunter gewisse Zweifel aufkommen, ob der reiche Weinbauer aus dem Rheinland nicht vielleicht doch eine „passende Partie“ abgeben könne.

Es war also Vorsicht am Platze, obwohl ich andererseits auch gern zugeben will, dass wir die eine oder andere dieser Schwabenmädel mit ihrem Stuttgarter – mir immer ganz nett klingenden Dialekt – mir das Herz sehr warm gemacht hatten. Es korrigierte mir jedoch immer wieder die Tatsache den Sinn, dass ich in der Heimat eine Bindung hatte, die ich weder lösen konnte noch wollte. In Hohenheim selbst wurde meine Position mehr und mehr gefestigt. In der Verbindung selbst fand ich auch einige Widerstände, weil einige Elemente, es waren bestimmt nicht die besten, an mir als Erstcharakterem auszusetzen hatten, dass ich keine Händel suchte und mir nicht schon einige Säbelpartien geholt hatte. Die überragende Mehrheit wusste aber auch aus Erfahrung sehr genau, dass das Ansehen der Korporation unter anderer Leitung wieder gesunken wäre, und sie stärkten meine Einstellung auf das Entschiedenste. Auf dieser Ebene lag auch die Tatsache, dass der Studentenausschuss (damals akademischer Verein genannt) mich einstimmig zum Festredner anlässlich des Abschiedskommerses für Prof. von Zipperlen wählte. Das war wiederum ein schönes Erleben für mich, das mir hinterher Einladungen in die Professorenfamilien brachte.

Wenn ich dies alles nun in späteren Jahren im Geiste nacherlebe, so muss ich dankbar dafür sein, dass mich das Schicksal in alle diese Gelegenheiten hineingeführt und so, beinahe unbemerkt, an meiner Weiterentwicklung in bester Weise mitgewirkt hat. Die ablehnenden Stimmen in den Korporation verstummten ganz, als es mir gelang, bei einer PP suite-Forderung der Saxonen, deren Erstcharakterer, einen gefürchteten

Gegner, - mir war es auch nicht ganz wohl dabei-, mit einem fürchterlichen Durchzieher abzustechen.

So wurde die Hohenheimer Zeit zu einer Glanzperiode meines Lebens, und das vertrauensvolle Zusammenarbeiten innerhalb der Korporation mit ihrem soliden Grundton brachte sie zu hohem Ansehen, sowohl in Hohenheim als auch in Stuttgart. Die schönste Bestätigung für meine der Verbindung geleisteten Dienste erlebte ich beim Abschied von dort und in dem Semesterbericht.

Ich habe hin und wieder davon gesprochen, dass ich stets eine besondere Neigung in mir verspürt habe, mit interessanten Frauen in Verbindung zu kommen. Die Gelegenheit war mir in dieser Zeit außerordentlich günstig. Ich bin ehrlich genug, dabei zuzugeben, dass damals meine allzu frühe Bindung in der Heimat mit einem geliebten Mädchen, meinem Jugendschwarm, anfang, mir manchmal unbequem zu werden. Wie eine Fessel kam mir diese Bindung vor, die mich hinderte, das Leben jetzt so hinzunehmen, wie es sich mir in Fülle und Schönheit bot.

Ich lernte sehr nette Mädels kennen, mit denen ich auch recht ernste Probleme des Lebens ausgiebig behandeln durfte, und die mir in vielen Dingen meine Bewunderung abnötigten. Ihre Allgemeinbildung lag ganz wesentlich über dem ländlichen Durchschnitt, und es hieß für mich, die Verpflichtung in der Heimat in höchster moralischer Auffassung vor Auge zu halten, um nicht endgültig zu straucheln.

Ich sah vielleicht im jugendlichen Überschwang jener Tage rosige Zukunftsmöglichkeiten, war aber nie ganz frei von der bängigen Frage, ob sie nicht auch die Gefahr einer fata morgana in sich schlössen. Die, die mich am meisten gefangen genommen hatte, konnte mir längere Zeit den Blick nicht dafür trüben, dass sie manches in ihrem Innern sozusagen unter Verschluss hielt mit einer sehr klug getarnten Zurückhaltung. Gerade dies hat mich aber gereizt, doch noch auf den Grund ihrer Seele schauen zu dürfen.

Wir hatten uns bei dem Kommers in der Liederhalle kennen gelernt und sahen uns wieder bei einer Tanzveranstaltung in der Museums- (Casino) -gesellschaft. Hier stellte sie mich ihren Eltern vor, und ich wurde als Student von ihrem Vater zum Essen eingeladen. Eine weitere Einladung folgte zu einer Abendgesellschaft in ihr äußerst feudales Haus. Die jungen Damen holten sich ihre Tischherren, und sie begann damit „Schätzle“ zu holen. Nur unter diesem Namen fungierte ich sowohl in Hohenheim wie

in Stuttgart, und es war den Schwaben einfach nicht klar zu machen, dass ich Schätzel hieß. Der Abend zeigte eindeutig, dass ein Feuer zwischen uns beiden entbrannt war. Wir sahen uns nachher zufällig und absichtlich im Theater, im Stadtgarten bei Konzerten und einmal an einem Sonntagnachmittag im Wilhelmagarten in Cannstadt. Schon beim ersten Flirten hatte ich darauf hingewiesen, dass ich zu Hause mit meiner Jugendliebe schon seit Jahren heimlich verlobt und hier im jugendlichen Leichtsinn auf dem Wege war, dies zeitweilig zu vergessen. Dieses Geständnis löste ihre Heiterkeit aus mit der Meinung, dass man doch in den allermeisten Fällen seine Jugendliebe nicht heiraten könne. Ein gleichaltriges Mädchen könne doch nicht warten, bis der Mann seine Existenz gefunden habe, und je früher ich das Mädchel freigebe, desto korrekter würde ich handeln. Damit war ich keinen Schritt weiter gekommen, aber meine innere Belastung war mindestens gewichen. Ich kam mir nicht unehrlich vor und ließ mich von dem, was man in diesem Alter Glück nennt, treiben. Trotzdem fand ich nicht den Mut, eine gewisse Grenze zu überschreiten, da meine Bindung in der Heimat eine Art Barriere, zwischen ihr und mir errichtet hatte, die es aber auch wiederum gestatteten, über sie hinweg sehr nett zu sein. Ich war einfach im Banne ihres vollendeten Charmes, gepaart mit seltener Klugheit und einer sehr einfachen, echt fraulichen Art. Wir waren beide am Erforschen unseres inneren Wesens, und das konnte uns im Fragen und Antworten stundenlang beschäftigen.

Über die Sozialdemokratie beispielsweise haben wir uns lange gestritten, weil sie eine nicht wegzuleugnende ethische Seite an ihr bewunderte. Sie wollte so gerne einmal mit mir in meine Heimat und zu meinen Eltern fahren. Das musste ich ihr wegen „dem Mädchen in der Heimat“ ausreden, das damals mit seiner ganzen Umgebung dafür kein Verständnis aufgebracht hätte. Meine Bedenken, dass dies ihre Eltern auch nicht zugeben würden, entkräftete sie damit, dass ja ihr Bruder, der Leutnant war, mitkommen könne. Den Vorschlag hatte sie gemacht, ganz losgelöst von den ungewissen Bindungen zwischen uns beiden, lediglich herausgeboren aus meinen Schilderungen von der schönen Gegend am Rhein.

Sie war damals meine große Liebe geworden, aber ausgesprochen wurde es nicht, auch deshalb, weil ich in ihr keine gesicherte Zukunft vor mir sah. Zu Hause lag alles klar; eine gesicherte Existenz, von zwei Seiten untermauert, eine Lebensbahn, die weit hinaus in eine helle, weite sonnige Landschaft führte. Demgegenüber stellte ich wieder

dieses herrliche Menschenkind mit den zu erwartenden Möglichkeiten in Vergleich mit dem Mädchen zu Hause.

In diesem Zwiespalt der inneren Regungen war ich nahe daran, lebensmüde zu werden, weil ich keinen Ausweg mehr finden konnte. Da brach es wie eine höhere Gewalt, wie eine Katastrophe über mich herein, wie eine Schicksalswende in der größten seelischen Not meines Lebens.

Meine Braut schrieb mir aus der Heimat, dass meine Briefe schon seit Wochen eine Abkühlung und Entfremdung erkennen ließen, die sie quälte und die sie nicht mehr länger ertragen könne. Ihre Eltern machten sich Sorgen über ihr Aussehen, und nun verlange sie Klarheit darüber, was bei mir vorläge.

Ich war mir keiner brieflichen Vernachlässigung bewusst, aber mit echt weiblichem Instinkt hat sie das Richtige herausgeföhlt. Dies erschütterte zunächst. Da in dem Brief weiterhin die sofortige Heimkehr und der Abbruch des Studiums geradezu ultimativ gefordert wurden, war ich zuerst geneigt, Hass an die Stelle von Liebe treten zu lassen und im Trotz zu verharren. Da gewann aber doch die Vernunft die Oberhand.

Es zogen alle Erlebnisse der Vergangenheit an meinem Geiste vorüber – vom ersten Kuss bis zu dieser Stunde-. Fünf Jahre Verhältnis und verlobte Zeit – man war jung -, das Mädchen hatte mit Recht von mir etwas zu fordern.

Eine schlaflose Nacht, in der die Heimat mit ihren Menschen in ihrer ganzen Schönheit und Würde vor mir stand, und meine Entscheidung war gefallen. Ich hatte viel aufzugeben; ich musste herunter von einem gesellschaftlichen Höhepunkt, alle Pläne für weiteres Studium zerrannen im Nichts, die Trennung von diesem herrlichen Menschenkind musste vollzogen werden, und ich habe damals den Herrgott gebeten, mir dazu die Kraft nicht zu versagen. Mein Leben hatte einen gewaltigen Knacks erhalten, und ich war nahe daran, den Mut zum Leben zu verlieren.

In der Verbindung gab ich meinen Entschluss bekannt, einige Tage vor Semesterschluss Hohenheim zu verlassen, und bat darum, Besemfelder zu meinem Nachfolger zu wählen. Er wurde später Direktor der Güter der Süddeutschen Zucker AG und verstarb im Februar 1952. Wir waren zeitlebens gute Freunde geblieben. Die Abschiedskneipe und der Abschied an der Bahn, zu dem die Verbindung mit 28 Mann angetreten war, klingen heute noch in mir nach.

Vor meiner Abreise musste ich Klarheit darüber suchen, wie ich von meinem geliebten Mädchen mich trennen sollte. Abzureisen, um dann von zu Hause brieflich die Dinge mit ihrer ganzen tragischen Entwicklung zu schildern, wäre wohl ein Weg gewesen, aber kein ritterlicher. So bat ich sie durch ein Briefchen in das Stadtgartenkonzert am Sonntagabend. Sie kam mit einer befreundeten Familie, da ihr Vater als Fabrikdirektor auf Reisen war. Bald wanderten wir auf den vertrauten stillen Wegen, die Musik klang ganz leise noch durch, und ehe ich die rechten Worte fand, sagte sie, es läge etwas wie Abschiedsstimmung in der Luft. Gleich kamen ihr die Tränen, und nun zog ich sie stürmisch an mich, und ihre Arme flogen mir um den Hals. Des Lebens höchste Glückseligkeit lag neben dem Abgrund eines Abschiedes für immer.

Als wir uns wieder gefasst hatten, legte ich ihr mein ganzes hinter mir liegendes Leben klar vor Augen. Sie tat ihrerseits dasselbe und betonte unter erneuten Tränen, dass sie diese Stunde habe kommen sehen.

Mit offensichtlich schmerzlichem Mitleid nahm sie Kenntnis von dem seelischen Kampf, den ich seit Wochen in mir zu führen hatte. Als ich in sichtbarer Erschütterung davon sprach, dass jetzt die Ehre vor die große Liebe treten müsse, da zeigte sie sich als Frau in ihrer größten Vollkommenheit: „Ich sehe das ein und muss nun sehen, wie ich damit fertig werde!“ Zu ihrer Freundin konnte sie in dieser Verfassung nicht gehen, und auf Umwegen verließen wir den Stadtgarten. Vor ihrem Hause gab ich ihr den letzten Kuss, aus dem mit tränenerstickter Stimme die Worte durchdrangen: „Lebe wohl, ich warte auf Dich!“

Ich fand keine Worte mehr. Ein letzter Blick, und ich ging schwer bedrückt meines Weges. Ich glaube, es war ein Funke von Hoffnung in ihr geblieben, dass bei mir zu Hause vieles sich nicht mehr einrenken ließe und ich wiederkommen könnte.

Ich musste jede weitere Verbindung mit ihr vermeiden, weil es mir ohnehin recht schwer fiel, meine innere Belastung nicht merken zu lassen.

Ihre Verlobungsanzeige.

7 Monate nach unserem Abschied war mir gewiss zugegangen, um mich innerlich wieder ganz frei zu machen. Ein Bundesbruder aus Stuttgart übermittelte mir später einmal einen Gruß von ihr mit dem Vermerk, dass sie glücklich verheiratet sei. Sie lebte in sehr guten Verhältnissen in Nürnberg.

Im ersten Weltkrieg fiel ihr Bruder als Leutnant. Ihr Vater machte noch Dienst als Hauptmann der Landwehr und starb noch während des Krieges. Die Mutter starb unter den Sorgen der Inflation, und das liebe „Klärle“ ist auch schon im Jahre 1931 abberufen worden.

Dies alles habe ich erst im Jahre 1934 oder 1935 während des Stahlhelmtages in Stuttgart rein zufällig erfahren können. – Nun ist alles im Winde verweht.

Wenn man im Laufe der Zeit von solchen Dingen Abstand gewonnen hat, wird das Blickfeld erweitert, und die Fehler der Vergangenheit treten klarer hervor. Die Eltern sollten rechtzeitig auf die Jugend einwirken, insbesondere dahingehend, dass keine festen Bindungen eingegangen werden zwischen noch unfertigen Menschen.

Der junge Mann, der ins Leben hinaustritt, bildet sich weiter und lässt sehr oft sein Mädchen in der Heimat in der Weltanschauung und im allgemeinen Wissen weit hinter sich. Dass dazu in den meisten Fällen das gleiche Alter kommt, weitet den Abstand mit zunehmenden Alter immer mehr.

Kann man dies jungen Menschen, die sich mit 18 Jahren ineinander verlieben und den Himmel offen sehen, belehrend beibringen?

Man müsste sie zumindest nach dieser Richtung hin ernstlich aufklären, damit sie bei ersten Erkenntnissen und ersten Zweifeln, die in jedem Falle kommen, einen gewissen Rückhalt haben.

Bei mir zu Hause waren immerhin einige Wochen erforderlich, um alles wieder einzurenken und den letzten Argwohn zu beseitigen. Die noch leidlich glimmende Liebesglut bedurfte eines frischen Luftzuges, um erneut in Flammen aufzugehen. Wir haben uns in glücklicher Ehe wieder ganz gefunden, und ich war zeitlebens dem Schicksal dafür dankbar, dass es mich diesen Weg geführt hat.

Eine liebe Gattin, natürlich auch mit fraulichen Fehlern, als berufsfreudige Weggenossin hatte sie Teil daran, dass Erfolge und Glück unseren Lebensweg begleitet haben.

Im Juni 1903 haben wir im Alter von 24 ½ Jahren geheiratet, nachdem wir viele Jahre zum Teil heimlich, zum Teil offiziell – verlobt waren. Das „Schloss-Dinachen“ (Dina Schätzel, geb. Schätzel) war die „Glückliche“.

Ich selbst hatte den Fehler – oder auch von mir aus gesehen den Vorzug -, im Verlauf der Jahre mit Frauen von Format, die meinen Lebensweg kreuzten, schnell in Kontakt zu kommen. Es waren oft recht erhebende Stunden, frei von Schürzenjägertum, die mir eine besondere Würze des Lebens bedeuteten.

Die geistige Verbundenheit mit diesen Frauen, die vorwiegend im brieflichen Gedankenaustausch gepflegt werden musste, hat gewisse Lücken, die sich in unseren Ehen aufgetan hatten, schließen können, ohne den Ehepartner zu tangieren.

Der Briefwechsel wurde im Allgemeinen unter den Augen der Ehepartner geführt. Eine Ausnahme brachte bei der ersten Frau, mit der ich eine solche Bindung hatte, die Zeit des ersten Weltkrieges, wobei die Tatsache der fortdauernden Gefahrenzone zwangsläufig einen wärmeren Unterton hineinbrachte.

Wenn mir diese hochgeschätzte und verehrte Frau in das Geschehen der furchtbaren Sommerschlacht die hier wiedergegebenen Worte schrieb, so müssen sie im Zusammenhang einer besonderen Gefühlsregung aufgefasst und verstanden werden. Sie schrieb: „ Du stehst jeden Tag erneut vor dem Tode, und deshalb fühle ich in mir den inneren Drang, ja die Verpflichtung Dir zu sagen, dass ich Dich sehr lieb gehabt habe. Ich bete jeden Abend zum lieben Gott, dass er meinen lieben Mann möge heimkehren lassen, und ich bitte ihn um Verzeihung, wenn ich mit gleicher Herzlichkeit weiter beten muss, er möge Dich mir erhalten.“ Das war frauliche Größe, die sich selbst überwunden hat.

Unsere Zuneigung war rein und edel, und sie hat viel Segen auf unsere beiden Ehen ausgestrahlt. Sie hat uns den Willen und die Kraft vermittelt, ihre oft nicht leichten Belastungen mit Hingabe und Gelassenheit zu tragen. Wir waren dankbar dafür, dass wir uns im Leben so viel sein durften und sahen in uns – wohl nicht ganz frei von einer gewissen Überschwänglichkeit – Idealgestalten für eine vollkommene Ehe.

Im Abend unseres Lebens war wider Erwarten der Weg dazu frei geworden, aber durch alle möglichen Verhältnisse nicht mehr gangbar.

Eine andere Frau, mit der ich durch die Jahrzehnte in regelmäßigem Briefwechsel stehe, schrieb mir eines Tages: „Wenn mich die Schwere und Sorge meiner Umwelt bedrückt und ich als letzte im Haus meine Ruhestätte gefunden habe, dann nehme ich mir manchmal Deine Briefe vor, die wohlverwahrt in einem Kästchen aufgehoben sind,

und kehre, einen gewissen Trost dabei findend, in eine schöne, sonnige Vergangenheit zurück.“

Diese Frau ist sehr glücklich verheiratet. Sie wird von ihrem Mann auf Händen getragen. Sie hat aber auch die Erfahrung hinnehmen müssen: Des Lebens ungetrübte Freude ward keinem Irdischen zuteil. Oder: Ein Glück, wie wir es in der Jugend träumen, gibt es im Leben kaum; Du eben bist das höchste Glück, Du Überschäumen, Du goldner Jugendtraum.

Wir haben uns auch, bei großem Altersunterschied, so manches fürs Leben geben dürfen. Dabei habe ich nie danach geforscht, ob sie mich als väterlichen Freund oder als Mensch gehabt hat. Wenn wir beisammen waren, war das Glück bei uns. Ich habe sie sehr lieb gehabt. Ich habe versucht, einen Teil ihrer Sorgen – sie waren gerade in der Jugend reichlich – ihr helfend durchs Leben zu tragen. War das nicht schön, in dankbare Augen blicken zu dürfen?

Eine andere hervorragende Frau, die zuletzt meinen Lebensweg gekreuzt und meine Verehrung herausgefordert hat, ist als zweite Frau meine Lebensgefährtin geworden. In ihr sah ich alle die Erwartungen erfüllt, die ich mir in der Phantasie von der vollkommenen Ehe ausgemalt hatte. Dieses schöne Bekenntnis soll ein vielsagender Dank sein. „Wer nicht manchmal zu warm und zu tief empfindet, empfindet immer zu wenig.“

Wenn ich hier über weitere hervorragende Frauen reden wollte, mit den ich in ein recht liebes Freundschaftsverhältnis gekommen bin, so könnte dies ein falsches Bild aufkommen lassen und sie in den Augen von Menschen, die für solche Vorgänge kein Verständnis aufbringen können, kompromittieren.

Sie werden dies lesen und ein dankbares Empfinden dafür haben, und sie sollen überzeugt sein, dass ich mich immer wieder in Dankbarkeit ihrer guten Seele und ihrer vortrefflichen, immer auch etwas von Liebe durchwehten Freundschaft erinnert habe.

Wenn ich einmal schon im vorgerückten Alter eine dieser Frauen gefragt habe, worauf es wohl beruhe, dass mir Frauen, die von mir bevorzugt werden, gleich mit einer von mir bewunderten hemmungslosen Offenheit entgegenkommen, gab sie mir folgende Antwort: „ Sie haben in Ihrem Blick und in Ihrem ganzen Wesen eine für die kluge Frau sofort erkennbare Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft und Güte – das, was man bei den Frauen so gern mit „Charme“ bezeichnet.“

Mancher Frau bin ich so auch zum Ratgeber in ehelichen Dingen geworden und habe sie vor übereiltem und unbedachtem Handeln bewahrt.

In vielen Ehen liegt der Fehler darin, dass der Mann entweder aus der Annahme heraus, seine Frau könne ihm doch nicht in seine geistige Sphäre folgen, auch jeden Versuch in dieser Richtung unterlässt, oder er ist zu bequem, seine Frau an seinen Interessen und Lebensaufgaben teilnehmen zu lassen. Die Frau fühlt sich dann minderwertig und mehr oder weniger unglücklich.

Kinder, die bei einem solchen Vater dann meist die rechte väterliche Fürsorge vermissen, schließen sich mehr der Mutter an und geben ihr einen gewissen, aber oft nicht ausreichenden Ersatz für das Entbehrte.

Diese Gefahr besteht fast kaum in den Ehen, in denen die Frau aufgrund der gegebenen wirtschaftlichen Verhältnisse zur Mitarbeiterin und Kameradin ihres Mannes geworden ist oder fast zwangsläufig werden musste. Bekanntlich bestehen die harmonischsten Ehen bei Geschäftsleuten, die tagsüber gemeinsam ihren Laden versehen und deren Aufgabengebiete sich fortwährend überschneiden. Auch in kleinbäuerlichen und kleingewerblichen Betrieben sind diese Voraussetzungen meist gegeben.

Wenn, wie schon angedeutet, einer solchen vernachlässigten Frau sich im Kreise ihrer Kinder ein dankbares Aufgabengebiet erschließt oder sie sie vielleicht in einen Wirkungskreis geschäftlicher Art zu stellen weiß, werden jene angedeuteten Mängel überbrückt. Kommt aber bei der geistig regen Frau Langeweile in den Vordergrund, dann ist die Ehe sehr gefährdet. Da fehlt nur noch das Privatsekretärinnen-Kapitel beim Manne, und der große Bruch ist da.

Bekommt eine Frau Einblick in eine Ehe, die ihr Bewunderung abnötigt, und hat sie Gelegenheit mit einem Manne, den sie schätzen gelernt hat, in vertrauliche Unterhaltungen zu kommen, dann leert sie ihm ihr Herz restlos aus. Sie fühlt sich zu ihm hingezogen, braucht seinen Rat und ist ihm unendlich dankbar.

Ehe ich mich meiner beruflichen Tätigkeit nach meiner Verheiratung zuwende, möchte ich noch einen Blick auf die verkehrstechnischen Verhältnisse werfen, wie ich sie in der frühesten Jugend erlebt habe. Fahrrad und Auto waren völlig unbekannte Dinge. An Eisenbahnen waren nur die Hauptstrecken vorhanden, die von einer Privatgesellschaft, der Hessischen Ludwigsbahn AG, betrieben wurden. Alle

Nebenbahnen – Bodenheim-Alzey, Osthofen-Gau-Odernheim, Nierstein-Udenheim – wurden später gebaut. Zuletzt wurde die Altrheinbahn Guntersblum-Oshofen in Betrieb genommen. Wir waren Abc-Schützen, da hieß es, dass Engländer auf Rädern, die man treten und mit denen man sich schnell fortbewegen könne, von Mainz kommend am Nachmittag den Ort passieren würden. Wir hatten nachmittags keine Schule, und so versammelten sich allerhand Jugend und auch Erwachsene am Friedhof, um das Phänomen zu sehen. Gegen 4 Uhr kamen tatsächlich 5 Männer auf hohen Rädern sitzend an und wurden unter dem Jubel der mitlaufenden Jugend durchs Dorf geleitet.

Nach etwa einem Jahr gewann ein hiesiger junger Mann bei einer Verlosung auch ein solches Rad, und damit hatte dieser Kulturfortschritt in Guntersblum Einzug gehalten. Sehr bald traten die mit dem jetzigen Typ noch übereinstimmenden niederen Räder in Erscheinung. Sie waren für einige Jahre mit Hartgummi bereift, dann durch Pneumatik verbessert, und nun begann auf diesem Gebiet eine sich geradezu überstürzende Entwicklung in den Neunziger Jahren. Wann mir das erste Auto zu Gesicht kam, weiß ich heute nicht mehr.

Wer kann sich heute noch einen Begriff davon machen, wie anspruchslos man damals in dieser Beziehung gewesen ist. Mein Vater erzählte mir, dass er nach Oppenheim in die Schule laufen musste, obwohl man doch schon die Bahn hatte und er hätte fahren können. Solche Ausgaben konnte und durfte man sich aber nicht gestatten. Ich bin auch mit meinem Vater noch an den alten Bahnhof nach Mainz gefahren, der nach dem Rhein zu lag, wo jetzt die Rheinstraße verläuft. Gleich nach der Fertigstellung des Tunnels wurde der Hauptbahnhof an den westlichen Rand der Stadt verlegt. Das erste Zeppelin-Luftschiff sah ich im Jahre 1908; es musste bei Oppenheim notlanden und verbrannte am nächsten Tag bei Echterdingen. Die ersten Konkurrenzprobeflüge mit Flugzeugen fanden zwischen Mainz und Kaiserslautern statt, und dabei überflogen drei Flugzeuge in geringer Höhe auch unseren Ort. Sie kamen uns damals libellenhaft vor.

Die erste deutsche Radfernfahrt von Basel bis Cleve ging durch Guntersblum, und der junge Opel kam als einer der ersten Fahrer hier durch. – Die erste elektrische Straßenbahn sah ich im Jahre 1895 in Darmstadt.

Hinsichtlich der Beleuchtung war die Petroleumlampe in jener Zeit schon ein beachtlicher Fortschritt. In den Ställen fungierte noch jahrelang die Öllampe, weil man

Petroleum für zu explosiv und feuergefährlich hielt. Dass man bei der Petroleumstehlampe ganze Abende lesen, spinnen und handarbeiten konnte, kann man heute kaum verstehen.

Ich las einmal, dass ein ägyptischer König, 3000 Jahre vor Christus sich beklagt hat, dass er seine schriftlichen Arbeiten abrechnen musste, weil seine Augen bei Öllampenbeleuchtung versagten, und ich las weiter, dass Goethe im Jahre 1828 dieselbe Klage laut werden ließ. So hatte sich in der Beleuchtung in mehr als 4000 Jahren kaum etwas geändert, und man stelle nun dieser Tatsache den ungeheuren Fortschritt auf dem Gebiet der Beleuchtung entgegen, den uns die letzten 4-5 Jahrzehnte gebracht haben. Ich danke bei diesem Rückblick der Vorsehung dafür, dass sie mich in ein so interessantes technisches Zeitalter hineingestellt hat. Keinen rechten Begriff kann ich mir aber davon machen, wie dieses rasende Tempo sich in den nächsten Jahrzehnten auswirken wird.

Mit der Übernahme des Betriebes im Jahre 1903 fand ich in meiner Frau nicht nur eine liebe Lebensgefährtin, sondern auch eine tüchtige, umsichtige Bauersfrau und noch mehr Hausfrau. Die Erziehung der Bauerntöchter war damals in Richtung Pensionat etc. etwas vom richtigen Weg abgewichen, und davon blieb naturgemäß etwas für das Leben hängen. Das Aufgabengebiet meiner Frau war im Haushalt, in der Geflügelhaltung und in einer gewissen Wohnkultur doch restlos ausgefüllt; erst recht dann, als sich im Jahre 1904 unser erstes Kind, unsere Tochter Frieda einstellte.

Die Wirtschaft umfasste 6-7 Morgen Weinberge und etwa 80 Morgen Ackerland und Wiesen. Ich war gewillt, ein tüchtiger Bauer und Weinbauer zu werden, und so ging ich mit dem mir eigenen Rüstzeug mit Eifer und Elan an die Arbeit. Rechenstift, Buchführung und zeitgemäße landwirtschaftliche Literatur führten mich schnell in die erforderlichen Kenntnisse hinein.

Im Weinbau galt es zunächst, sämtliche Weinberge zu verjüngen, um die Erträge in die Höhe zu bringen. Nur in der Erhöhung der Erträge auf der Einheitsfläche wird immer der wirtschaftliche Erfolg zu suchen sein. Landwirtschaftlich sah es in der Getreidewirtschaft katastrophal aus. Preise, die in der Zeit der Caprivi'schen Handelsverträge bis auf 10 bis 11 Mark per Doppelzentner heruntergingen, brachten die Landwirtschaft in die allergrößte Gefahr. Bald hatte ich erkannt, dass im Rahmen der sprunghaft zunehmenden Großstädte in unserer Umgebung der Frischmilchverkauf einen außerordentlich günstigen Ausblick bot. Ich verließ die

hiesige Molkerei, andere machten es nach, und ich erzielte damals in Mannheim erst 18, dann 19 Pfennig für den Liter Milch. 1 Pfennig Fracht ging daran ab. Die Dinge waren im besten Treiben, da kam der Krieg und schnürte uns von Mannheim ab. Ich hatte täglich 200 Liter, morgens 100 und abends 100 Liter zum Versand gebracht und erzielte monatlich eine Einnahme von 1100 bis 1200 Mark.

Dabei war ich von der reinen Abmelkwirtschaft abgegangen und hatte die von mir als verbesserte Abmelkwirtschaft bezeichnete Art betrieben. Die guten Kühe wurden immer wieder gedeckt, und die Kälber so schnell wie möglich verkauft.

In der Hessischen Landw. Zeitung schreibe ich mehrere Artikel gegen die reine Abmelkwirtschaft, die uns die besten Milchkühe nach einem Jahr auf die Schlachtbank führte. Mit diesen Veröffentlichungen hatte ich den ersten Schritt in das öffentliche Leben, vom beruflichen Standpunkt aus gesehen, getan. Ich fand sehr viel Zustimmung, und der Kreis der Bauern, die sich dieser Methode zuwandten, wurde immer größer. Trotz des Trockenstehens der Kühe kam ich damals im Durchschnitt von 2 Jahren auf 13,6 Liter pro Tag und Kuh, allerdings bei 10 Pfund Kraftfutter.

Die weitere Erkenntnis, dass wir bevorzugt Weinbau treiben konnten, veranlasste mich, weitere Weinberge hinzuzukaufen, aber auch das Ackerland, das damals sehr billig zu haben war, wurde weiter vergrößert.

Im Jahre 1905 kaufte ich meine ersten Aktien (Deutsche Bank), denen im Laufe der nächsten Jahre andere erstklassige Industriewerte folgten. Ein guter Finanzmann hatte mich glänzend beraten, indem er betonte, man müsse dabei sein, wenn die Industrie das Rennen mache. Man könne dies ruhig mit geliehenem Geld machen, weil die paar Mark Zinsen gegenüber den Gewinnchancen damals keine Rolle spielten.

Junge Aktien, die bei der sprunghaften Entwicklung fast Jahr für Jahr ausgegeben wurden, wirkten sich sozusagen als Geschenk aus, weil sie zu sehr niederem Kurs den Besitzern von alten Aktien angeboten wurden und sich kurze Zeit danach dem hohen Kurs der letzteren anglichen.

Der Krieg setzte diese Entwicklung in noch viel schnellerem Tempo fort, wobei allerdings die Vorahnung bei mir aufstieg, dass hier etwas mit dem Geld nicht in Ordnung war. Das Wort Inflation, das heute sofort in aller Munde wäre, war damals noch nicht erfunden.

Das ganze Kartenhaus, das mir Hunderttausende unechten Besitzes zugeführt hatte, brach dann im Jahre 1924 endgültig zusammen, und aus 100 waren über Nacht 20 Mark geworden. Bei friedlicher Fortentwicklung wäre meine Einstellung durchaus richtig gewesen, und sie hätte mir einen großen mühelosen Gewinn gebracht.

Es ist nun einmal im Leben so, dass es gilt, kommende Dinge vorauszusehen an Hand einer ganz nüchternen und logischen Beurteilung oder sie auch mit einem gewissen Fingerspitzengefühl im Voraus zu ahnen. Darüber war ich mir nie in meinem Leben im Zweifel, dass Tüchtigkeit und Klugheit ohne glückhaften Zufall nicht zum besten Gelingen führen können.

Neben meiner beruflichen Tätigkeit in dem Lebensabschnitt von 1903 bis zu meiner Einberufung im Jahre 1916, war ich ein passionierter Jäger geworden. Als guter Schütze sah ich aber das höchste jagdliche Vergnügen in der Mitarbeit eines vortrefflichen Gebrauchshundes. Das Buch von Oberländer „Die Dressur und Führung des Gebrauchshundes“ gab mir dazu die sachgemäße Anleitung. Es war ein regelrechter alltäglicher Unterricht erforderlich, um in etwa $\frac{3}{4}$ Jahren aus dem klugen und von Natur aus gut veranlagten Hund den Gebrauchshund zu machen. Nur mit einer pädagogischen Veranlagung konnte das an den Hund herangebracht werden, wobei folgerichtiges Denken und das restlose Beherrschen des eigenen Temperamentes unumgängliche Voraussetzungen waren. Ich erlebte dabei reine Wunder in dem Hineinfinden des Schülers in seine Aufgaben und in seiner gedanklichen Einstellung zu den geforderten Leistungen. Diese Parforce-Dressur, die an einem Tage selbst unter Anwendung einer schon rohen Gewalt die Leistungen mit Korallenhalsband und Peitsche erzwingt und nicht davor zurückschreckt, eine ganze Stunde dasselbe Spiel zu wiederholen, wird am anderen Tage unter größten Liebkosungen die Übung abbrechen, wenn der Schüler in halbwegs erfüllter Anforderung seinen guten Willen kundgetan hat.

Fordert man am nächsten Tage, nach leichter Durcharbeitung des geläufigen Stoffes, was keinerlei Schwierigkeiten macht, die am Vortage erzwungene Leistung, so wird der Hund in 90 von 100 Fällen gleich den guten Willen zeigen, weil er sehr gut weiß, dass dieser am Vortage seine Qualen sofort beendet hat. Jetzt macht man wieder unter großer Belobigung sofort Schluss und führt ihn zum Fressen. Sehr bald merkt man die gedankliche Einstellung des klugen Hundes, und nur ihre kühle Einflechtung in die Probleme führt zum Ziel. Bei manchen der weiteren Lektionen probiert der Hund

wieder seinen Widerstand, und er weicht eben nur der noch größeren Zähigkeit und Ausdauer des Lehrers. Menschen mit aufbrausendem und cholericem Wesen erleben hier immer eine große Enttäuschung und blamieren sich oft vor ihrem klugen Hunde. Hat man den Hund in dem Lehrraum, der ein Entrinnen unmöglich macht, vollkommen einexerziert und alles klappt wie am Schnürchen, dann bringt der zweite Teil der Dressur, die Arbeit im Felde, wo Wildspuren, Hühner und Hasen die Sinne des Tieres in Anspruch nehmen, den weit größten Teil der Anforderungen, die an den Dresseur gestellt werden. Leine mit Korallenhalsband, Versteckspielen des Dresseures und selbst der Strafschuss müssen klug und zweckbewusst angewandt werden, um den Hund im freundschaftlichen Vertrauen zu seinem Herren zu halten und ihn nicht handscheu werden zu lassen. Bei aller Strenge in der Dressur muss der Familienanschluss erhalten werden, und Herr und Hund müssen zuguterletzt mit fühlbarer Freundschaft und Liebe voneinander gehen. Der Hund darf auch nicht Spielgenosse der Kinder sein. Der Herr bringt ihn zum Zwinger, er überreicht ihm an jedem Tage nach beendeter Lektion sein Fressen, und nur er holt ihn heraus zu einem frohen Spaziergang.

Ehe man an eine so mühsame und schwierige Aufgabe überhaupt herangeht, ist eine scharfe Prüfung des Hundes draußen in freier Wildbahn, in der man den Hund machen lässt, was er will, auf seine natürliche Veranlagung hin unbedingt erforderlich. Darüber gibt Oberländer die denkbar beste Anleitung. Fünf Hunde habe ich so dressiert und geführt und drei davon für schweres Geld verkauft. Die Höchstleistung vollbrachte der Hund Marco, eine Kreuzung von Griffon und Pointer. Ich habe ihn nach Japan an den Sohn des deutschen Professors Skriba an der Universität in Tokio für 400.- Mark verkauft. Der junge Skriba studierte in Heidelberg und sah, da seine Mutter Japanerin war, mehr einem Japaner als einem Europäer ähnlich. Er war ein eifriger Jäger.

In der Verkaufsangelegenheit hatte sich ein Vermittler eingeschoben, dem ich jene 400.- Mark gefordert hatte mit dem Vermerk, dass er für sich, wenn möglich, einen Aufpreis nehmen solle.

Eine Kommission von zwei Oberförstern und einem Revierförster musste der Hund vorgeführt werden, es waren Freunde des alten Professors, und Marco und ich haben das Examen glänzend bestanden. Ich schoss damals auf der Hühnerjagd mit 17 Schuss 17 Hühner und habe nicht einmal danebengeschossen. Ich habe auch keinen zweifelhaften und zu weiten Schuss riskiert, weil ich vermeiden wollte, dass der Hund

bei der Verfolgung eines geflügelten Huhnes in eine volle andere Kette hineinprellte. Nach einigen Tagen holte der Vermittler den Hund ab und zahlte mir die 400 Mark, und nach etwa acht Wochen schrieb mir der junge Skriba aus Japan, der Hund werde dort von allen Seiten bestaunt und bewundert. Er sei froh ihn zu besitzen. Er hole jeden Fasan aus dichtestem Rohrgestrüpp, auch Enten aus dem Wasser, und man sei allgemein der Ansicht, dass er für 1000 Mark nicht zu teuer gewesen sei. Ganz klar war dies nicht ausgedrückt, ich musste aber annehmen, dass mein Geschäftsfreund so an 600.- Mark dabei verdient hatte. Es hat mich wohl stark erschüttert, meine Frau noch mehr, dass ich so hereingelegt worden war. Eine Kuh konnte man damals für 4 – 500 Mark kaufen, und ich hätte gar nicht den Mut gehabt, für einen Hund mehr zu verlangen.

Fünf Jahre lang kam an Neujahr ein Kartengruß aus Japan von „Marco“. Gemischte Gefühle beschleichen mich jetzt noch, wenn ich sein Bild betrachtete, und die Frage drängt sich an mich heran, warum ich so treulos gewesen bin, ihn für Geld zu verschachern. Erstens war ich Anfänger im Betrieb mit großen Plänen und wenig Geld, und dann stand schon der Nachfolger in der Schule dahinter, von dem ich noch größere Leistung erwartete, und der mich noch mehr jagdliche Freude bereiten sollte. Ein sportliches Interesse hielt mich gefangen. Aber übertroffen hat den guten Marco keiner mehr. Vom Pointer hatte er die Ausdauer, das ihn auf der Hühnerjagd bei größter Hitze in stundenlanger Galoppsuche sah, vom Griffon die Gründlichkeit der Nachsuche und die Sicherheit im Wasser bei jeder Temperatur bis zum Holen der Enten im Rhein zwischen Eisschollen. Sein Vorgänger, „Mentor“ ein Deutsch-Kurzhaar war jagdlich auf derselben Höhe, jedoch nicht so ausdauernd; er war für 200 Mark an Herrn Gunderloch nach Nackenheim verkauft worden. Eine Brauntigerhündin und ein reinrassiger Griffon erreichten diese beiden Hund nicht mehr in ihren Leistungen hinsichtlich des Geländes, das sie auf der Hühnerjagd bewältigen konnten. Dass bei der Hühnerjagd kein Hase gehetzt wurde, und dass derselbe Hund im September den krank geschossenen Hasen zwei Kilometer weit verfolgte und ihn stolz herbrachte, ist nicht etwa eine Höchstleistung, sondern nach Oberländer etwas ganz Selbstverständliches.

Über Marco wäre hier noch zu sagen, dass er damals mit seinem neuen Herrn auf der Eisenbahn durch Sibirien nach Port Arthur fuhr und von dort mit dem Schiff nach Japan reiste. Ich dachte an ihn mein ganzes Leben lang wie an einen guten Freund, der

einem im Leben etwas bedeutet hat und der von einer glanzvollen Zeit der Vergangenheit nicht zu trennen ist.

Die Ausübung der Jagd füllte mir in jenen Jahren jede freie Stunde aus. Sie spielte sich bei Rehbock, Fuchs und Enten am frühen Morgen und am späten Abend ab. Aufstehen um drei Uhr nachts und Heimkehr vom Entenstrich um 11 Uhr abends waren an der Tagesordnung. Um vor der Gattin wie auch vor mir selbst den Vorwurf nicht aufkommen zu lassen, dass der Betrieb darunter leide, war strammster Einsatz am Tage notwendig, was mir damals als drastischem Menschen mit jugendlichem Elan durchaus möglich war. Einzelne Jagderlebnisse führe ich hier gern noch an.

Ich stand eines Abends mitten im Fischsee (einem etwa 60-80 ha großen, mit dichtem 2-3 hohen Schilfrohr, bestockten Sumpfgebiet am Rhein) so etwa knietief im Wasser, auf den Entenstrich wartend. Es war bei einer drückenden Schwüle mit Myriaden von Schnaken kaum auszuhalten, brachte aber einen sehr reichlichen und niederen Strich. Ich schoss auf einen seitlich nahe vorbeistreichenden Zug Enten, und es fielen auf einen Schuss zwei herunter. Marco hatte sie sehr schnell gebracht, und als die dritte Ente erlegt war, brach unversehens ein tolles Gewitter los. Es blitzte und krachte unaufhörlich, sodass ich sofort der Brücke zustrebte, die über den Randgraben führte und mir durch eine dabeistehende Pappel einen gut kenntlichen Ausgang darstellte. Da fing es derart an zu gießen, dass ich vor lauter Wasser vor den Augen nichts mehr sehen konnte und jede Orientierung verlor. Ich musste einfach so lange stehen bleiben, bis der Regen nachließ und die Sicht wieder hergestellt war. Das dauerte nahezu dreiviertel Stunden. Inzwischen war es auch dunkel geworden, und ich machte mir bittere Vorwürfe, dass ich im Angesicht des kommenden Wetters auf diese exponierte Stellung gegangen war.

Ich konnte mich in der ganzen Gemarkung bei jeder Art nächtlicher Beleuchtung zurechtfinden, so auch hier im Fischsee. Aber meine Gedanken eilten nun nach Hause, wo meine Frau in höchster Angst um mich bangen musste. Mein Fahrrad lag an der Rheinchaussee, die damals in einer so furchtbaren Verfassung war, dass ich das Rad gar nicht benutzen konnte und es draußen liegen lassen musste.

So wanderte ich wie ein Gottverlassener, nass bis auf die Haut, heimwärts, um gegen 12 Uhr einer in Tränen aufgelösten, halb frohen, halb rasenden Gattin in die Arme zu eilen. Ich bekannte mich reumütig zu allen meinen Sünden, und so etwas kam auch

nie wieder vor. Den ehelichen Frieden hat die Jagdleidenschaft doch manchmal gestört.

Das fast mittelnächtliche Aufstehen, um vor 4 Uhr am Bock zu sein, das abendlich verspätete Essen nach „schlammduftender“ Heimkehr von der Entenjagd, ergaben immer wieder Diskussionen, bei denen mir selten das Wort erteilt wurde. Auf einer Bahnfahrt erzählte meine Frau im Laufe der Unterhaltung einer mitreisenden Dame, dass ihr Mann Jäger sei, worauf diese, auch eine Jägersgattin, ihr sagte: „Wenn Ihr Mann richtiger Jäger ist, dann haben Sie dauernd Jagd, auch im Hause und in der Familie; je schneller Sie sich daran gewöhnen, desto besser ist es für Sie. Übrigens wollte ich Ihnen noch sagen: Seien Sie froh, es gibt für die Frau viel schlimmere Passionen der Männer.“

Dies habe ich immer wieder zitiert, und wir haben uns damit über kritische Situationen oft mit froher Laune hinweggeholfen.

Was die Jagd und das Wild angeht, möchte ich hier noch einige Zahlen anführen, für die man jetzt kaum noch Verständnis aufbringen kann. Am Nachmittag des 22. August 1905 schoss ich 40 Hühner und am 23. August 31 Hühner, also an zwei Nachmittagen 71 Hühner, dies mit Marco, der damals mit 11 Monaten seine Ausbildung gerade hinter sich hatte. Auf einer Treibjagd im selben Jahre wurden auf dem Berg 900 Hasen an einem Tage von 74 Schützen erlegt. Die Jahresstrecke an Hasen in Guntersblum war über 2000 Stück. Ich habe in Alsheim in jenen Jahren an einer Treibjagd teilgenommen, bei der 1400 Hasen von etwa 80 Schützen zur Strecke gebracht wurden. Wenn ich hier in Guntersblum als Schütze mit den Treibern ging, habe ich mehr als einmal 100 Patronen verschossen. Einige gute Rehböcke konnte ich in jenen Jahren auch erlegen. 9 Enten waren mein bestes Ergebnis auf dem Entenstrich nach der Ernte. Den Fasanenbestand hatten wir durch jährliches Einsetzen und Blutauffrischungen auf eine beachtliche Höhe gebracht, sodass eine Strecke von 6-8 Hähnen im November und Dezember keine Seltenheit war.

Diese beiden Monate waren auch die Zeit der Treibjagden in der ganzen Umgebung. Jeden Mittwoch und Samstag wanderten wir jüngeren Jäger in die umliegenden Ortschaften oder fuhren mit dem Zug bis Heßloch, Bechtheim Schwabsburg, Selzen usw. Der Tag wurde mit einem feuchtfrohlichen Frühstück begonnen, und gegen 11 Uhr, wenn die Buben aus der Schule waren, ging es hinaus zu fröhlichem Jagen.

Eine streng geübte Gepflogenheit beim Frühstück war, dass ein Schoppen Wein bestellt wurde, der so lange die Runde machte, bis das Glas leer war. Dann kam der zweite Schoppen und so fort, bis jeder Mann einen Schoppen Wein bezahlt hatte. Diese Methode hatte den Vorteil, dass man sein Quantum selbst regulieren, bzw. sich etwas zurückhalten konnte, wodurch der größere Weintrinker auch besser wegkam.

So gegen 1 Uhr kam eine Art Mittagessen mit Würstchen und Wein und bei kaltem Wetter mit Glühwein hinaus aufs Feld, wo man sich auf den Jagdstöcken niedergelassen hatte. Abends gab es ein feudales Essen mit auserlesenen Speisen und Musik. Meist fand sich die tanzlustige weibliche Jugend ein, und bald hatte die Stimmung ihren Höhepunkt erreicht. Von den Bergorten ging es dann wieder in der damals autolosen Zeit zu Fuß, oft mit etwas Schwergewicht, nach Hause bei schon heraufdämmerndem Morgengrauen.

Dass es in jener Zeit an Gardinenpredigten nicht fehlte, sei hier nebenbei erwähnt, aber Liebe und werbende Maßnahmen hatten bis zum Abend das eheliche Gleichgewicht wieder hergestellt.

Ein interessantes Jagderlebnis soll hier noch erwähnt werden. In der Nähe der Wassermaschine, etwa 40 Meter vom Wedelgraben entfernt, stand der Hund vor einer Kette Hühner. Als sie hochging, schoss ich mit einem Schuss zwei Hühner herunter. Da hörte ich im Rücken einen Entenschrei und sah zwei Enten aus dem Graben hochgehen, wobei die erste etwa 30 cm vor der zweiten nach oben strebte. Ich hielt mit dem zweiten Schuss bewusst in die Mitte dieser Entfernung, und beide Enten fielen in den Graben herunter. Also mit zwei Schuss zwei Hühner und zwei Enten!

Ein hiesiger Jagdkollege stand nicht weit davon und war Augenzeuge. Seine Erzählungen brachte es dahin, dass alle Zeitungen unserer Gegend darüber berichteten. Die eine Ente war nur geflügelt, und ohne einen vortrefflichen Wasserhund wäre sie verloren gegangen. Wie schon erwähnt, wusste ich damals oft nicht, ob die Arbeit des Hundes oder die Jagd an sich die höchste Befriedigung bei mir auslöste. Jedenfalls war es eine köstliche Zeit, und nur Leidenschaft in hoher Potenz, verbunden mit der Liebe zur Natur und ihren Lebewesen, machten sie zu einem Erleben seltenster Art.

In die Zeit um 1907 fielen zwei nette Erlebnisse, die auf einem ganz anderen Gebiete liegen, die aber wegen ihrer lustigen Komik beim Erzählen viel belacht wurden. So

gegen Ende Januar veranstaltete die Landwirtschaftskammer Hessen in Mainz einen 6-tägigen Vortragskursus. Morgens gab es fachwissenschaftliche Vorträge, und am Nachmittag wurde darüber diskutiert.

Beim Mittagessen regte ich an, am Abend einmal ins Theater zu gehen, wo die „Lustige Witwe“ gegeben wurde. Wir waren von Guntersblum mit 6 Herren vertreten, darunter mein Schwager Friedrich Schätzel. Alle stimmten meinem Vorschlag zu und beauftragten mich, während der Mittagszeit die Karten im Vorverkauf zu holen. Es sollten Parkettplätze zu 1,50 Mark genommen werden, möglichst nebeneinander. An der Theaterkasse konnte ich jedoch nur 5 Plätze nebeneinander in dieser Preislage bekommen, und so nahm ich den 6. Platz für mich zu 2 Mark auf der Empore (Mitte), heute erster Rang.

Als ich mit den Karten in die Aktienbierhalle zurückkam, fand man etwas dabei, dass ich mir eine bessere Karte genommen hatte. Meine diesbezügliche wahre Erklärung fand keinen Glauben, und diese Zweifel brachten mich auf die Idee, diesen Herren etwas vorzukohlen. Ich gab zu, dass sie mit Recht Zweifel hätten, und dass ich mir den besseren Platz genommen hätte, um neben einer früheren Freundin, die ich an der Kasse getroffen hätte, Platz nehmen zu können. Das wurde nun auch nicht geglaubt und die Diskussion abgebrochen. Im Theater angelangt, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, dass auf dem Platz links neben mir eine nette junge Dame mit einer weißen Bluse saß. Meine Landsleute saßen direkt unter uns im Parkett und konnten gut heraufsehen. Da ging nun da unten etwas vor sich. Das „Sichgegenseitigeanstößen“ und „Heraufsehen“ nahm kein Ende, sodass es dem Mädels neben mir auffiel und sie sichtlich beunruhigte. Dies umso mehr, weil die neben ihr sitzende ältere Dame mit rollendem Blick auf das Mädels herabsah.

Da sprach ich das Fräulein an und durfte dabei in goldige Augen sehen. Ich rügte zunächst das Verhalten dieser Herren in Parterre, was bei ihr Bemerkung auslöste, dass sie keinen von ihnen kennen und hier wohl eine Verwechslung mit einem anderen Fräulein vorliegen müsse, ungezogen sei es auf jeden Fall. Als ich mich bereit erklärte, ihr Aufschluss zu geben, und ihr versichern konnte, dass dies mit ihrer Person gar nichts zu tun habe, wurde sie recht zugänglich und neugierig. Ich erzählte ihr alles, was der ganzen Situation vorausgegangen war, und dass sie für meine Freundin gehalten werde. Sie lachte hemmungslos, und die alte Matrone war jetzt wirklich überzeugt, ein zweifelhaftes Geschöpf neben sich zu haben. Mich hat das ermuntert,

sie zu fragen, ob sie bereit sei, den von mir ganz unbewusst begonnenen Scherz weiter mitzumachen.

Mit der Bemerkung, man sei ja in Mainz und nicht mehr weit von der Fastnacht, ging sie sofort auf meinen Vorschlag belustigt ein. Wir streckten die Köpfe zusammen, sprachen bestimmt kein sehr geistreiches Zeug und unsere freudestrahlenden Gesichter basierten in ersten Linie auf der Wirkung, die wir im Parterre erzielten, während man sie dort ganz anders auslegte.

Es soll heute nicht verschwiegen werden, dass wir auch etwas Gefallen aneinander gefunden hatten und wir uns mehr, als es der Fall forderte, in die Augen sahen. In den Pausen blieben wir auf den Plätzen, um draußen nicht in die Zwangslage zu kommen, dass ich das Mädels meinen Freunden hätte vorstellen müssen.

Der Schlussakt des Spiels wurde dabei besprochen: Ich begleitete meine „Freundin“ an die Straßenbahn und mit herzlichem Handschlag und „winke winke“ fuhr sie von dannen. Sie hatte mir die Möglichkeit in Aussicht gestellt, sie auf dem Rosenmontagsball zu treffen. Doch ohne meine Frau wollte ich nicht hingehen, und ich glaubte auch, bei ihr Komplikationen befürchten zu müssen. So habe ich das Mädchen nie wieder gesehen. Wie sie mir sagte, war sie die Tochter eines Beamten, der in dieser Zeit mit seiner Versetzung und Beförderung rechnete.

Mit meinen Freunden traf ich dann verabredungsgemäß wieder in der Aktienbierhalle zusammen und erfuhr ihr einstimmiges Urteil, dass an dem Mädels „alles dran“ sei. Doch lehnte ich jede weitere Auskunft ab und bat sie ernstlich, meiner Frau von dieser Angelegenheit nichts zu sagen. Zu Hause konnte ich zunächst vor lauter Lachen meiner Frau die Sache gar nicht richtig erzählen. Sie lachte – nicht ganz ohne Hemmung mit, was sie mit der Anfügung unterstrich, dass nur mir immer „solche Sachen“ begegneten.

Ich gebe zu, dass ich für amüsante Abenteuer gern zu haben war. Ein anderer hätte sich mit einer gewissen Verlegenheit neben die Dame gesetzt und nicht gewusst, wie er sich in der gegebenen Situation verhalten sollte.

Am nächsten Morgen kam dann in meine Abwesenheit mein Schwager und sondierte ganz vorsichtig bei meiner Frau, ob wir bei unserem letzten Besuch bei der Familie Barthel in Mainz ein so und so aussehendes, auffallend hübsches Mädchen kennengelernt hätten. Ich hätte es im Theater getroffen, und es müsse eine gute

Bekannte gewesen sein. Zum Glück war meine Frau im Bilde, andernfalls wäre ein großes Misstrauen entstanden. Meine Befürchtung, dass auch Männer Klatschbasen sein können, war somit bestätigt.

Hier lasse ich noch eine andere nette Geschichte folgen, der ich schon damals die Überschrift gegeben habe: Das fidele Begräbnis in Mainz. In Mainz wurde ein Herr Köth zu Grabe getragen. Seine Frau war eine geborene Schätzel von hier, und so wurde die ganze männliche Verwandtschaft von hier aufgeboten, um traditionsgemäß an der Beerdigung teilzunehmen.

An Tage zuvor ging der Vetter Fritz Schmitt um, um jeden einzelnen von uns darauf aufmerksam zu machen, dass wir nach der Beerdigung in Mainz einen „Schlag“ machen wollten und wir unsere „bessere Hälfte“ informieren und den Hausschlüssel nicht vergessen sollten. Wir waren 6 Männer, darunter der genannte Fritz Schmitt mit seinem unverwüstlichen Humor und der Jäger Wilhelm Glock, wohlbeliebt und mit einem unheimlichen Durst ausgestattet.

Als wir uns hier am Bahnhof zusammenfanden, mit Gehrock und Zylinder bei strahlendem Juli-Sonnenschein in denkbar guter Stimmung, erschallte lautes Gelächter, als Wilhelm Glock in seinem Überzieher antrat. Er begründete diese Kostümierung mit der Tatsache, dass sein Gehrock viel zu eng sei und er deshalb hemdärmelig in den schwarzen Mantel geschlüpft sei. Wir ahnten in diesem Augenblick wohl noch nicht, wie belustigend sich dieser Anzug im Laufe des Tages noch auswirken sollte. Im Trauerhause angekommen, war uns die trauernde Witwe nur flüchtig bekannt, etwas besser schon ihre beiden Töchter. Jedoch von echten verwandtschaftlichen Beziehungen konnte keine Rede sein. Trotzdem drückten wir mit den üblichen Worten unser allerherzlichstes Beileid aus, zugleich auch im Namen unserer zu Hause gebliebenen Ehegattinnen.

Als dann der Jagdkollege Glock mit seiner bläulich schimmernden Nase bei fürchterlicher Zimmerschwüle im Mantel antrat, war es höchste Zeit für uns andere, das Zimmer zu verlassen, da wir das Lachen kaum noch unterdrücken konnten. Er kam zuletzt, und vorher hatte Frau Köth sich langsam bei der versammelten Verwandtschaft durchgefragt und den Wunsch ausgedrückt, dass sie uns alle nach der Beerdigung zum Kaffee erwarten und den wenn auch traurigen Anlass benutzen wollte, alle Beziehungen wieder aufleben zu lassen.

Nun entschuldigte sich einer nach dem anderen, dass zu Hause Ernte sei und dass man nach der Beerdigung gleich wieder nach Hause fahren müsste. Dabei hatten wir auf der Bahnfahrt schon unser Programm durchberaten, wie wir es nach der Beerdigung abwickeln wollten.

Nach der Trauerfeier auf dem Friedhof, etwa gegen 16 Uhr, gingen wir in die „Andau“ am Schillerplatz, damals ein gut renommiertes Weinlokal, wo wir zu „Vier-Uhr“ aßen. Glock lehnte Kaffee grundsätzlich ab.

Als sich Glock mit seinem Mantel hinsetzte, zog ich unbemerkt die Kellnerin auf die Seite und belehrte sie, der Herr mit dem Mantel habe Rheumatismus in den Armen und komme beim Anziehen immer nur sehr schwer in den Mantel hinein, sodass er es vorziehe, ihn anzubehalten. Sie möge ihn doch auffordern, bei dieser Hitze den Mantel auszuziehen, und sie solle sich gleichzeitig bereiterklären, ihm beim Anziehen wieder hineinzuhelfen.

Mit der Aufforderung, doch den „P a l e t o t“ auszuziehen, und mit schönen Augen versichernd, dass sie ihm gern wieder hinein helfe, erzielte sie bei uns nur ein homerisches Gelächter und bei Glock die Antwort: „Un jetzt grad net!“

Beim Abendessen in der Aktienbierhalle übernahm unbemerkt ein anderer von uns meine Rolle beim Kellner, und als dieser ungefähr mit demselben Anerbieten bei Glock vorsprach – wir nahmen uns jetzt mit dem Lachen etwas zusammen – erfolgte die Antwort: „Mein Überzieher geht Sie gar nichts an!“

Glock schwitzte beachtlich, und nach drei Halben in der „Andau“ trank er hier 9 Glas Bier, immer im schwarzen Überzieher.

Ich darf hier einschalten, dass es damals – es war um 1907 – nicht denkbar war, dass ein Herr ohne Weste ausging, ganz davon zu schweigen, dass er in einem Lokal den Rock ausgezogen hätte.

Auf die Anspielungen der nebenan sitzenden Stammtischleute gab schließlich Glock offiziell zu, dass er aus bereits bekanntem Grunde keinen Gehrock an habe. Da lachte das halbe Lokal, und jeder trank ihm zu. Die letzte Nummer unseres Programms war ein Besuch des Variété-Lokals „Zum Roten Kopf“ in der Nähe des Holzturms.

Unsere Zylinder saßen ziemlich schief, Glock war nett angetrunken (er konnte zwanzig Gläser Bier vertragen), als wir das gut besetzte Lokal betraten. Der Conférencier ließ

einen Tusch blasen und gab bekannt, dass die soeben angekommenen Herren heute den Erbonkel begraben hätten und nun noch etwas erleben möchten. Wir bewilligten der Kapelle eine Runde, und jetzt zog Glock in seiner Trunkenheit den Überzieher freiwillig aus, weil er vergessen hatte, dass er keinen Rock darunter hatte. Dies löste bei der ganzen Gesellschaft einen unbeschreiblichen Lachsturm aus, und wir anderen fünf haben im Leben selten so gelacht, wie an diesem Abend. Nun saß er hemdärmelig da, und als ihn ein Mädchen ein bisschen streichelte, machte er auch ganz vergnügt mit.

Wir hatten noch einige Mühe, ihn an das Neutor – jetzt Südbahnhof – zu bringen. Als wir ihn glücklich auf dem Bahnsteig hatten, standen da die beiden Töchter des Verstorbenen und brachten noch Besuch zum letzten Zug. Wir verdrückten uns wie begossene Pudel nach dem Ende des Bahnsteigs und haben uns dabei, verstohlen lachend, doch geschämt. Aber schön war es doch.

Von der Jagd und den heiteren Erlebnissen nochmals zurückkehrend in die wirtschaftlichen Verhältnisse jener Periode vor dem ersten Weltkrieg, wäre zu dem, was zur Milchwirtschaft und industriellen Entwicklung mit ihren kapitalbildenden Möglichkeiten schon gesagt wurde, noch besonders folgendes herauszustellen: Wenn auch die fortschreitende Industrialisierung der Wirtschaft die Landwirtschaft in gewisse Schwierigkeiten hineinführte, so konnten sie doch, wie schon bei der Umstellung in der Milchwirtschaft gezeigt wurde, abgebogen werden. Im Weinbau begegnete man den Dingen durch entsprechende Zollmaßnahmen, die, wenn ich sie noch recht in Erinnerung haben, mit 450 DM pro 1000 Liter, dem einheimischen Weinbau die Existenzmöglichkeit garantierte. Die schnellere Verjüngung und die Ausweitung des Weinberggeländes durch geeignetes Ackerland erreichten eine beachtliche Zunahme der Rentabilität.

So war jene Zeit von 1900 bis zum Ausbruch des Krieges im Jahre 1914 eine Zeit der stetigen Aufwärtsentwicklung unserer gesamten Wirtschaft, die in ihren ersten Anfängen in die Zeit nach dem gewonnenen Kriege 1870/71 zurückreichte.

Das immer stärkere Vordringen Deutschlands in der Weltwirtschaft war ja mit ein Grund zum ersten Weltkrieg.

In jene Zeit fällt auch der Beginn meiner Tätigkeit in der Öffentlichkeit, ausgerichtet auf Belange der Landwirtschaft und des Weinbaues.

Im Jahre 1904 gründete ich hier einen Pferdezuchtverein und gab damit den Auftakt zu einer sehr erfolgreichen Pferdezucht in der Gemeinde.

Ein großer Auslaufplatz wurde zwischen Herrngartenmauer und Eisenbahn gepachtet, dem in späteren Jahren der Ersatz in einem Grundstück neben der Bundesstraße 9, der Verlängerung der Hauptstraße nach der Bahn, folgte.

Heute, wo die Mechanisierung in der Landwirtschaft mit Traktoren die Pferdehaltung mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt hat, wird der Platz vorwiegend von dem örtlichen Reiterverein benutzt.

Ich war Vorsitzender und Rechner des Pferdezuchtvereins bis zum Jahre 1948.

Im Jahre 1907 wurde ich mit 29 Jahren Aufsichtsratsvorsitzender des damaligen Landwirtschaftlichen Konsumvereins. Die spätere Entwicklung brachte die Firma „Bezugs- und Absatzgenossenschaft“, weil späterhin auch die Erfassung landwirtschaftlicher Erzeugnisse in die Tätigkeit des Vereins mit gutem Erfolg aufgenommen wurde. Wenn ich darüber Aufschluss geben soll, was mich so früh in diese verantwortungsvolle Tätigkeit hineingeführt hat, so war es mein überragendes Wissen, das ich nicht für mich behielt, um es egoistisch auszunutzen, sondern das ich gern meinen Berufsgenossen zur Verfügung stellte.

Was lag damals alles im Argen in Bezug auf sachgemäße Fütterung und Düngung!

Durch eine glückliche Verbindung mit einem Bundesbruder, dem inzwischen auch gestorbenen Landesökonomierat Foß aus Hohenheim, der damals als Leiter an einer landwirtschaftlichen Schule in Neutomischel b. Posen wirkte, gelang es mir, eine Kartoffelsaatgutstelle zu erschließen mit der Sorte „Industrie“, die einen ungeheuren Ertragserfolg hier brachte. Bis zu 8 Waggons Saatkartoffeln kamen damals aus dieser Quelle, und sie waren franko hier nicht teurer als die hiesigen normalen Preise für Speisekartoffeln. Solche gleichmäßigen Kartoffelfelder hatte man früher noch nicht gesehen, und Erträge von 160 bis 180 Ztr. je Morgen waren keine Seltenheit. Dabei war diese Sorte „Industrie“ eine Speisekartoffel, die, wie ich glaube, bis heute in ihrer Qualität noch nicht überholt ist.

Ich hatte mir einen großen Verdienst hier im engeren Kreise erworben, und man war mir sehr dankbar dafür. Was hatte ich eingesetzt? – Eine gute und glückliche Idee und menschliches Wohlwollen.

Mit dem verlorenen Krieg ging uns auch diese Quelle verloren, und sie konnte bis in die jetzige Zeit nicht mehr in jener Ergiebigkeit in einer anderen Gegend neu erschlossen werden.

In einer Generalversammlung der Spar- und Darlehnskasse, in der man sich Gedanken machte, wie man den Gewinn zum Teil für wohltätige, zum Teil aber auch für geradezu unsinnige Zwecke aufteilen könnte (die „segensreiche“ Einrichtung einer Körperschaftssteuer, die heute 40% der Gewinne für den Staat abschöpft, gab es damals noch nicht), stellte ich zum großen Erstaunen der alten Herren, zu denen auch mein Vater gehörte, den Antrag, eine Wegebaukommission zu berufen und ihm alljährlich einen großen Betrag zur Verfügung zu stellen. Ich entwickelte ein wohlgedachtes Programm und fand damals einen geradezu überwältigenden Beifall.

Bald war die Kommission gebildet, und ich wurde ihr Vorsitzender. Dem Wegebaufonds wurden sofort einige tausend Mark zur Verfügung gestellt, denen nach einem erfolgreichen Wirken im ersten Jahre stets weitere Mittel zufließen.

So entstanden eine ganze Reihe neuer Verbindungswege, deren Fehlen man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann.

Ein Stück Wegeregulierung war im schönsten Gange, musste aber dann durch den Krieg und die damit beginnende Geldentwertung abgebrochen werden. Was war bei mir der Ausgangspunkt? – Auf keinen Fall Geltungsbedürfnis und Egoismus! – Aber wieder eine glückliche Idee mit der Bereitschaft, eine große Bürde für die Allgemeinheit auf mich zu nehmen und sie zum guten Ende zu führen. Zu solchen Unternehmungen gehört ein unerschütterlicher Glaube an den Erfolg mit geradeausgerichtetem Blick, der sich auch von seitwärts nicht beeinflussen lässt.

So um das Jahr 1910 herum wurde ich vom Kreistag in Oppenheim in die Einschätzungskommission I. Abteilung beim Finanzamt in Oppenheim gewählt. Es war dies bei meinem Alter eine große Ehrung, und als ich in der 1. Sitzung durch Handschlag verpflichtet wurde, befand ich mich inmitten von lauter alten, ergrauten Männern, die zum großen Teil doppelt so alt waren als ich selbst. Aufgrund meiner genauen landwirtschaftlichen Buchführung konnte ich in dieser Kommission die Dinge in entscheidender und gerechter Weise beeinflussen.

Der erste Weltkrieg brachte in seinem weiteren Ablauf und endlich mit der auf ihn folgenden Inflation eine gewaltige Erschütterung in das gesamte Wirtschaftsleben. Bei mir selbst wurde eine sehr erfolgreiche Entwicklung mit weitausschauender Planung durch die ersten Kriegsjahre weit überholt, weil die Lebensmittelpreise fortdauernd und vielfach sprunghaft in die Höhe gingen, ebenso die Weinpreise.

Hiermit war eine ungeahnte Hebung des Wohlstandes verbunden.

Die Industriepapiere erlebten eine Kriegskonjunktur mit gewaltigen Kapitelausweitungen, die den Altbesitzern von Aktien, zu denen ich ja auch gehörte, durch die sich wiederholenden Ausgaben von jungen Aktien ungeahnte Gewinne mühelos in den Schoß warfen.

Zu guter Letzt brach auch dieses Gebäude, das auf Schwindel und Scheinblüte aufgebaut war, in sich zusammen.

In den ersten Tagen des Monats März 1916 wurde auch ich mit 38 Jahren als kriegsverwendungsfähig zum Fußartillerie-Rgt. Nr. 3 in Mainz als Rekrut eingezogen.

Ich kam in das berüchtigte Zirkusdepot der GFZ-Kaserne und erlebte hier in der militärischen Ausbildung die schlimmsten Tage meines Lebens. Was hier in Gestalt der mit der Ausbildung betrauten Unteroffiziere und Wachtmeister für minderwertige Menschen kennen in Erscheinung trat, lässt sich kaum drastisch genug schildern. Wir älteren Rekruten, die in ihrem Beruf schon etwas geleistet und ihren Platz im Leben ausgefüllt hatten, wurde mit jungen 18-20jährigen unter denselben Bedingungen ausgebildet und nach jeder Richtung hin schikaniert. Es waren Rechtsanwälte, Kaufleute und Ingenieure darunter, die 5 und 10 Jahre älter waren als ich und bisher großen Unternehmungen vorgestanden hatten. Wir wurden derart zermürbt und erschüttert, dass es manchmal zu Tränen als Ausfluss tiefster innerster Empörung kam. In den übrigen Depots war es nicht so schlimm, aber das ganze Ausbildungssystem, das eher darauf abgestellt war, den letzten Funken von Begeisterung in uns auszulöschen, wirkte doch seiner ihm gestellten Aufgabe geradezu entgegen.

Schließlich meldete ich mich noch freiwillig ins Feld, nachdem ich mit einem mir bekannten Offizier der 4. aktiven Batterie des Regiments deswegen Fühlung aufgenommen hatte.

In den ersten Tagen des August 1916 traf ich bei der Batterie draußen ein, die inzwischen im Rahmen des I. Bataillons in der Sommeschlacht zum Einsatz gekommen war.

Ich kam zur Munitionskolonnen der 4. Batterie und fand hier bei der aktiven Mannschaft meist erst 22-25 Jahre alte Leute – anfangs etwas Misstrauen als Einjähriger, aber sehr bald eine Kameradschaft und ein nettes Verhältnis zu Unteroffizieren und Offizieren, was zu meinen Erfahrungen in der Heimat im schärfsten Gegensatz stand. Wir hatten bei den Munitionsfahrten durch mehrtägiges Trommelfeuer enorme Verluste an Wagen, Pferden und Menschen, und ich betrachte es heute noch als ein Wunder, dass ich aus dieser Schlacht, bei der wir bis zum März 1917 im Einsatz blieben, mit dem Leben davongekommen bin.

Ich kam damals mit 8 Mann als Ersatz zu der Kolonne, und nach einem halben Jahr war ich alleine davon übrig geblieben. Die anderen waren gefallen oder verwundet in die Heimat zurückgebracht worden. Die Verluste waren in der Sommeschlacht auf deutscher Seite 600.000 Mann. Die eingesetzten Infanterieregimenter waren nach 3-4 Wochen derart dezimiert, dass sie aus der Front gezogen werden mussten. So wechselte in der Zeit von August 1916 bis März 1917 etwa 7 Mal das Armeekorps. Nur die schweren Batterien blieben immer im Einsatz, da ihre Verluste wesentlich geringer waren, als bei der Infanterie. Wir gehörten monatelang zur Nahkampftruppe und hatten neben den modernen Kanonen auch ältere 15 cm Geschütze zwischen der 1. und 2. Infanteriestellung sozusagen auf verlorenem Posten zu bedienen.

Ich erlebte in dem Abschnitt südlich von Peronne starke Einbrüche der Engländer und Franzosen, und 2 Mal mussten wir mit den Geschützen das Feuer einstellen, weil die feindliche Infanterie bei Hattencourt bis auf 1200 m herangekommen war. Nachts wurden die Geschütze, von denen die meisten unbrauchbar geschossen waren, unter dem Licht der französischen Leuchtkugeln zurückgeholt.

Wir Kanoniere der Munitionskolonnen gehörten zur Batterie und wurden da eingesetzt, wo es gerade fehlte.

Ich hatte den Stellungskrieg in seiner zermürbenden Form zur Genüge kennen gelernt und mit ihm die furchtbaren Zerstörungen der im Kampfgebiet liegenden Städte und Dörfer.

Nachdem die Front an der Somme Anfang März 1917 infolge der immer verheerender werdenden Materialschlacht – wobei wir die ersten amerikanischen Panzer sahen – um etwa 35 km auf die sogenannte Siegfriedstellung zurückgenommen war, glaubte man, dem feindlichen Vordringen auf Monate hinaus Einhalt bieten zu können. Diese Annahme der deutschen Heeresleitung erwies sich als ein großer Irrtum.

In dieser Zeit wurde ich zum Ersatz-Truppenteil nach Mainz zurückversetzt und in die Heimat entlassen. Mit meinem Eintreffen zu Hause musste ein 19jähriger Arbeiter meines Betriebes gewissermaßen im Austausch zum Militär einrücken.

Im Rahmen des sogenannten „Hindenburgprogramms“ versuchte man durch Rückführung der landwirtschaftlichen Betriebsleiter die landwirtschaftliche Erzeugung zu fördern, um dem mehr und mehr in Erscheinung tretenden Hunger zu begegnen.

Dieser Versuch misslang u.a. deshalb, weil – wie ich auch in meinem eigenen Betrieb sehr schnell feststellen konnte – man jahrelang mit dem Boden Raubbau betrieben hatte und weil zu einer Intensivierung der Betriebe Kunstdünger und viele andere Betriebsmittel fehlten. Man konnte mehr und mehr von einer organisierten Hungersnot sprechen, die insbesondere dem sogenannten „reklamierten Bauern“ oft unerfüllbare Lieferungspflichten auferlegte.

Die Not brachte ein Schiebtertum auf die Beine und zog soziale Spannungen nach sich, die immer mehr revolutionären Charakter annahmen. Diese Not im Zusammenhang mit der rasch zunehmenden waffenmäßigen Überlegenheit der Feinde musste unaufhaltsam zum Zusammenbruch führen.

Die später im Dritten Reich so stark betonte Dolchstoßlegende war eine bewusste Lüge, die über die wirklichen Tatsachen irreführend hinwegtäuschen sollte.

Beim Ausbruch des Krieges 1914 musste ich etwa 10 Tage lang bei der Aushebung und Durchmusterung der Pferdebestände in verschiedenen Bezirken mitwirken.

Bei der Wiederaufnahme der Arbeit in meinem Betriebe erlebte ich trotz des Fehlens vieler Betriebsmittel im Jahre 1917 noch eine verhältnismäßig gute Ernte infolge günstiger Verteilung der Niederschläge und insbesondere eine mengenmäßig und qualitativ sehr gute Weinernte.

Ich wurde damals in den Ernährungsbeirat des sog. „Kommunalverbandes“ berufen, der für die Provinz Rheinhessen in Mainz seinen Sitz hatte. Stürmische Sitzungen, bei

der die hungernden städtischen Verbraucher mehr als einmal mit Raubzügen auf das Land drohten, machten es den bäuerlichen Vertretern sehr schwer, die wahre Sachlage auf dem Lande in das richtige Licht zu rücken.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1918 fielen der Zusammenbruch der Front und der der Ernährungswirtschaft so zusammen, dass es schwer war zu beurteilen, wer den größten Anteil dabei hatte.

Arbeiter- und Soldatenräte bildeten sich in den Städten, und bald versuchten sie auch auf dem Lande mit ihren revolutionären Ideen Boden zu gewinnen. Dies gelang jedoch nicht, da sowohl die Bauern als auch das gesamte Landvolk einschließlich der Landarbeiter sofort erkannten, welche zweifelhaften Existenzen ihnen eine goldene Zukunft zu versprechen suchten.

Eine neue Reichsregierung, an deren Spitze der vernünftige Sozialdemokrat Ebert stand, räumte schnell mit diesen unsauberen Elementen auf, und bald zog überall eine gewisse Ordnung ein, wenn auch mit einem sozialistischen Einschlag.

Mein Vater, der beinahe 40 Jahre Bürgermeister hier war, wurde mit diesen Dingen nicht fertig, und so legte er sein Amt im Alter von 74 Jahren nieder.

Von verschiedenen Seiten, selbst von ganz links stehenden Arbeitern wurde ich damals gebeten, Nachfolger meines Vaters zu werden. Ich lehnte ab, weil ich es vor meinem Betrieb und der Familie mit meinem noch kleinen Sohn von 4 Jahren nicht verantworten konnte, ein solches Amt anzunehmen, das eine volle Arbeitskraft beanspruchte.

Keiner der hiesigen führenden Bauern wollte Bürgermeister werden, und es kostete viel Mühe, bis sich mein Schwager Friedrich Schätzel dazu bereitklärte. Ich ließ mich in den Gemeinderat wählen und bin ihm dort stets eine gute Stütze gewesen. Der Krieg zog große Versorgungsprobleme nach sich, die schwer zu lösen waren. Dazu kam noch die Wohnungsnot, die ihren Ursprung zum Teil in der unterbliebenen Bautätigkeit während des Krieges hatte, z.T. aber auch durch größere Ansprüche auf diesem Gebiet bedingt war.

Wohnungskommissionen durchschnüffelten die Wohnungen und führten zu allerhand Spannungen. Bald hatte die Mehrheit im Gemeinderat erkannt, dass es in erster Linie notwendig war, neue Wohnungen zu schaffen.

Häuser, Baracken und Notwohnungen waren zu erstellen. Damals wurde von der Gemeinde die linke Häuserreihe der Schlossgasse gebaut, das Viertel in der Nähe der Mühle in neuen Straßen erschlossen und der private Bauwille durch Zuschüsse gefördert. Mehr als 70 neue Wohnungen wurden in den Jahren 1920-1931 erstellt. Viele davon sind in späteren Jahren in Privatbesitz übergegangen. Erwähnt sei hier noch, dass wir damals auf dem „Geyer“, einem der Gemeinde gehörenden Wiesenkomplex auf der Insel (Kühkopf), ca. 60 bis 80 Pappelbäume fällten und damit große Inflationsgewinne machten, sodass die Kapitalbeschaffung für den Wohnungsbau zum größten Teil aus dieser Quelle versorgt werden konnte.

Der Vorgang war ungefähr folgender: Man baute mit geliehenem Geld aus Staatszuschüsse ein neues Haus und verkaufte einige Wochen später, bei der damals rasenden schnell fortschreitenden Inflation eine kanadische Pappel, deren Holz für Fournierzwecke einen stark überhöhten Preis erzielte und der wiederum um ein Mehrfaches sich durch die Geldentwertung erhöhte, sodass in einem sehr drastischen Falle die Aufwendungen für ein neues Haus durch den Erlös aus „einer“ Pappel (Durchmesser 1,20 Meter) gedeckt werden konnte.

Es ist schwer, jemandem, der diese Zeit nicht erlebt hat, Verständnis dafür beizubringen.

Der Höhepunkt der Inflation war gegen Ende des Jahres 1923 erreicht. Es kostete damals ein Sack Weizen (100 kg) 14 Billionen Mark.

Im Januar 1924 kam dann die Stabilisierung der Währung mit der Rentenmark, mit der die Wirtschaft langsam wieder gesund wurde. Man war aber sehr arm geworden. Die gegen Ende der 20er Jahre reichlich hereinfließenden Auslandskredite brachten eine beachtliche Scheinblüte, der schon nach wenigen Jahren, anfangs der 30er Jahre, eine große Ernüchterung mit der eintretenden Weltwirtschaftskrise folgte.

In dem Zeitabschnitt von 1919 bis 1930 erlebte ich die Übertragung einer Reihe öffentlicher Ämter.

Ich wurde in den Finanzausschuss des Gruppenwasserwerkes gewählt, in den geschäftsführenden Ausschuss des Rhein Hessischen Elektrizitätsverbandes, in den Verwaltungsrat des Hessischen Weinbauverbandes. In letzterem wurde ich erst stellv. Vorsitzender und dann 1. Vorsitzender. Hier fand ich die größte Belastung, die ein öffentliches Amt bringen konnte, und es galt die größte Energie aufzubringen, um ihm

gerecht zu werden, ohne den eigenen Betrieb zu vernachlässigen. Der Weinbau hatte damals schwere wirtschaftliche Krisen zu überwinden. Als Vorsitzender des Hessischen Verbandes war ich gleichzeitig Vorstandsmitglied des Deutschen Weinbauverbandes, und damit begann eine Außentätigkeit, wie ich sie mir vorher nicht vorgestellt hatte. Wohl war es mir klar, dass hier ein großes Arbeitsgebiet zu bewältigen war und deshalb wehrte ich mich mit allen Mitteln gegen meine Wahl. Als dieselbe in Mainz in der großen Ausschusssitzung einstimmig erfolgte, lehnte ich vorerst ab und bat mir dann schließlich 8 Tage Bedenkzeit aus.

Zu Hause im Betrieb wieder ganz in der Arbeit fest verankert, war ich entschlossen, das Amt nicht anzunehmen.

Ich war mit meinen Leuten gerade in der Mittelwiese beim Rübenhacken und sah, dass ein Auto auf der Chaussee nach dem Rhein zufuhr. Das Auto hielt an, und es entstiegen ihm 4 Herren, - Aug. Strub, Nierstein, Konsul Heinrich, Mainz, Oberstleutnant Liebrecht, Bodenheim, und Beiser, St. Johann. Sie luden mich in das Auto, und zu Hause bei einem Imbiss und einer guten Flasche Wein nötigten sie mir die Zusage ab, den Vorsitz des Hessischen Weinbauverbandes zu übernehmen. Diese Zusage hatte ich nie zu bereuen. Es wurde mir die Unterstützung des Ausschusses – damals 25 Herren – versprochen. Dieses Versprechen wurde auch getreulich gehalten, sodass es mir eine Freude war, einer solchen Elite von Männern vorstehen zu dürfen.

Ich sah jeweils bei der Übernahme eines neuen Amtes in erster Linie die Arbeit und prüfte, ob ich mich ihr gewachsen fühlte.

Wenn ich so meinen Werdegang hin und wieder rückwärtsschauend überflog, mit dem Blick auf das Wirken im öffentlichen Leben, so kam ich zu der eigenartigen Feststellung, dass man nur zu oft geneigt ist, bewährten Menschen immer neue Lasten aufzubürden, und dabei andere, die gerne in der Öffentlichkeit eine Rolle spielen möchten, einfach übersieht und sie links liegen lässt. – Ist es nicht beim Bauern oft auch so, dass er dem guten und zuverlässigen Pferd, das gut zieht, immer noch mehr auflädt, weil er der Meinung ist, dass es nichts stehenlässt. Es gibt aber hier wie dort Fälle, in denen man die Dinge zum Schaden aller Beteiligten übertreibt.

Ich wurde weiter zum ehrenamtlichen Richter an das Finanzgericht nach Darmstadt berufen, was mich in jedem Monat fast regelmäßig 2 Tage in Anspruch nahm. Man

hatte mich zum Bewertungsbeirat für Weinbau in Rheinhessen berufen, wählte mich auch in die Landwirtschaftskammer von Hessen und damit das Maß voll werde, wurde ich noch Vorsitzender des landwirtschaftlichen Kränzchens in Worms, wo Pflege der landwirtschaftlichen Wissenschaft und Geselligkeit zu Hause war. In Guntersblum wurde ich Direktor der Spar- und Darlehnskasse.

Als Vorsitzender des Hessischen Weinbauverbandes kam ich in alle Weinbaugebiete und Kongresse, und so lernte ich die Eigenart dieser Gebiete und ihre Bevölkerung kennen. Eine große Aufgabe wurde mir mit der Veranstaltung des Deutschen Weinbaukongresses in Bingen im Jahr 1931 übertragen. Meine Mitarbeit in dem großen Ausschuss und in vielen Unterausschüssen machte für viele Tage meine Anwesenheit in Bingen notwendig, wo ich in Bürgermeister Dr. Sieglitz und Georg Scherr, sowie in Weinbaulehrer Schönhall ganz hervorragende Helfer fand. Die Organisation bewältigte Dr. Fahrnschon.

Als ich dann am Begrüßungsabend die Gäste willkommen hieß und am 3. Tage in der Stadthalle in Bingen die große Weinprobe mit einer ganzen Reihe von 1921er Spitzen leitete, stand ich nach meinem stolzen Empfinden auf einer Höhe des Lebens, wie ich sie mir nie erträumt hatte.

Die Weingesetzberatungen führten mich damals sehr oft nach Berlin – meist für viele Tage; und so wurde mir dort das Reichstagsgebäude, in dem viele Sitzungen mit den einzelnen Parteiausschüssen stattfanden, zu einer vertrauten Stätte. Auch die ganze Stadt Berlin genoss ich damals an vielen Abenden in guter Gesellschaft, und gern bin ich immer wieder zu ihren Schönheiten zurückgekehrt. Alle Sehenswürdigkeiten sah ich mir an freien Tagen an und ergänzte den guten Eindruck, den ich aus früherer Anwesenheit in dieser herrlichen Stadt (zum 1. Mal 1913) gewonnen hatte.

In Berlin habe ich mir meist allein die Zeit genommen, wertvolle Studien zu machen, die mir zeitlebens in Erinnerung blieben und an meiner geistigen Weiterentwicklung wesentlichen Anteil hatten.

Die verschiedenen Schlösser, Zeughaus, Potsdam, Charlottenburg und die herrliche Seenwelt um Berlin nimmt jeder Besucher mit. Sie gehören bei einer Stadtrundfahrt einfach zum Programm. Ich habe ferner dem Kolonialmuseum viele Stunden gewidmet, hatte Gelegenheit, mich einem Kreis von Studenten anzuschließen, um einen 4-stündigen Vortrag bei der Besichtigung des Pergamonmuseums zu hören. Ein

Professor, der bei den Ausgrabungen mitgearbeitet hatte und vorübergehend in Berlin Vorlesungen hielt, erklärte alles, was dort gezeigt wurde, bis in die Einzelheiten und rundete auch das Bild ab, wo es Lücken aufwies.

Es fiel mir wie Schuppen von den Augen bei dem Blick auf eine uralte hohe Kultur des Morgenlandes. Mit großem Verständnis konnte ich später das Buch „Götter, Gräber und Gelehrte“ nach diesem Anschauungsunterricht in Berlin lesen.

In jene Zeit fällt auch ein recht interessantes Erlebnis, das ich hier nicht vergessen möchte.

Bei Gelegenheit einer DLG-Tagung in Darmstadt hatte der damalige Staatspräsident Adelong (SPD) im großherzoglichen Schloss einen Empfangsabend veranstaltet, zu dem auch ich als Vorsitzender des Hessischen Weinbauverbandes geladen war. Mit den auswärtigen Gästen waren es etwa 100 Personen. Jeder einzelne wurde im Rahmen eines Cercles dem Staatspräsidenten vorgestellt, und mit jedem führte er eine kurze Unterhaltung.

Adelong hatte einen Künstlerkopf und besaß – von allen Parteien unbestritten – einen hohen Grad von Intelligenz, die ihm die Fähigkeit verlieh, sein hohes Amt mehr von übergeordneter Ebene und nicht parteidoktrinär zu führen.

Nach etwa 2 Stunden wurden wir in den Speisesaal gebeten, wo an etwa 10 Tischen je 11 Personen Platz nahmen. An der Spitze saß, wie ich erst später feststellte, je ein prominenter Regierungsvertreter oder sogar ein Minister. Ich fand aufgrund ausgelegter Tischkarten meinen Platz direkt neben dem „Spitzenmann“, ohne zu wissen, wer es wohl sein könnte. Es war nicht angängig, vorher die Tische abzusuchen, um die Karten zu lesen, da man an seinem Platz geleitet wurde. Ich stellte mich dem „Obmann“ vor, ohne jedoch seinen Namen recht zu verstehen. Ich vermutete einen Herrn aus Norddeutschland, und als ich ihn dann frug, aus welcher Kante unseres Vaterlandes er denn käme, sagte er, er komme aus Darmstadt, er kenne mich dem Namen nach sehr gut, und er werde mir oft von der Bauernzeitung „Der Hessenbauer“ bestens empfohlen. Er sei Innenminister Leuschner.

Am gleichen Tische saßen u.a. meine Freunde Karl Breitenbach und Wolf-Albig. Auch diese beiden hatten Leuschner – der noch nicht lange im Amt war – nicht gekannt.

Mit zunehmender, von vortrefflichem Wein geförderter Stimmung, entwickelte sich eine lebhafte Unterhaltung, bei der auch über die Beerdigung des Nationalsozialisten Gemeinder in Darmstadt diskutiert wurde.

Die Regierung hatte der Frankfurter SA verboten im Braunhemd auf den Friedhof zu gehen. Ein starkes Polizeiaufgebot wachte darüber, dass das Verbot nicht übertreten wurde. Daraufhin zogen die SA-Leute die Braunhemden aus und betraten mit entblößtem Oberkörper den Friedhof. Die Polizei war durchaus gründlich geblufft worden, und ehe sie neue Weisungen einholen konnte, war die Gesellschaft auf dem Friedhof und hatte die Lacher auf ihrer Seite.

Mit der Diskussion dieses Vorfalls entwickelte sich das politische Gespräch weiter, und bald hatte Leuschner gemerkt, dass seine Tischgenossen rechtsgerichtete Männer und keine Nationalsozialisten waren.

Auf einmal – es mag nach 12 Uhr gewesen sein – sagte Leuschner, dass er zu jeder weiteren Unterhaltung bereit sei, aber nur unter der Bedingung, dass diese nicht pressemäßig verwertet würde. Wir verbürgten uns für den „Hessenbauer“ und Leuschner für die „Offenbacher Volksstimme“, deren Redakteur er war. Nun ging es los bis nach 3 Uhr, und es wurde frei der Leber weg geredet.

Als wir auseinandergingen, bat mich Leuschner kurz zur Seite und frug mich, ob ich öfters in Darmstadt zu tun hätte, und ob es mir dann nicht möglich wäre, ihn gelegentlich in seinem Ministerium aufzusuchen. Ich sagte ihm, dass sich dies sehr gut machen ließe, zumal ich fast in jedem Monat 1-2 Tage am Finanzgericht zu tun hätte und das Finanzgericht ja am „Langen Ludwig“ dem Innenministerium direkt gegenüber läge.

So habe ich in der Folgezeit manche interessante Unterhaltung mit ihm unter 4 Augen geführt, und wir haben viele der damals akuten Fragen besprochen.

Es war die Zeit, in der der Nationalsozialismus mehr und mehr zum Angriff blies. Wir beide sahen Unheil auf uns zukommen und waren uns über viele Fehler der Weimarer Koalition einig.

Leuschner sagte einmal, dass es ein Parteiminister, der es ernst mit seinen Aufgaben nehme, äußerst schwer habe. Seinen Sozialdemokraten stehe er viel zu weit rechts,

und den Rechtsparteien stehe er zu weit links. Beide vergäßen, dass ein Minister unbedingt über den Parteien stehen müsse, wenn er seine Aufgaben meistern wolle.

Er war mir oft dankbar für meine Anregungen, die nicht vom kleinlichen Standpunkt ausgingen, und wir haben uns in 2 Fällen versprochen, die Unterhaltung für uns zu behalten. Er sagte oft, er müsse abgeklärte Männer hören, um den klaren Blick zu behalten, und eine solche Einstellung hat er bei mir sehr geschätzt.

Ich könnte über Einzelheiten hier berichten, halte es aber für nicht richtig, einmal, um nicht etwa überheblich zu wirken, und zum anderen, um nicht seine Einstellung preiszugeben.

Ich habe im Tausendjährigen Reich manche bange Stunde durchlebt, weil ich befürchten musste, dass diese Verbindung an die Öffentlichkeit gezerrt und mir nach der Verhaftung und Hinrichtung Leuschners noch gefährlicher werden könnte. Die immer wiederkehrende Möglichkeit der mündlichen Unterhaltung hat keinen Schriftwechsel nach sich gezogen. Obwohl die Unterhaltungen 1 Jahr vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten stattfanden, hätte mich die Existenz eines Schriftwechsels aus dieser Zeit auch vernichten können.

Von Leuschner hatte ich einen sehr guten Eindruck. Er war ein Mann von großem Wissen und loyaler Denkungsart, der das große Ziel nicht aus den Augen verlor. Wenn der 20. Juli 1944 den Umschwung herbeigeführt hätte, wäre ihm bestimmt noch eine große Rolle zugefallen.

Meine Tätigkeit im Verwaltungsrat der Hessischen Landwirtschaftlichen Genossenschaften führte mich zu allen deutschen Genossenschaftstagungen. So lernte ich fast alle deutschen Großstädte kennen. Einen besonderen Eindruck hat sich zum Teil die Seestadt Swinemünde bei mir hinterlassen.

Eine hochinteressante Ostseefahrt führte zur Insel Rügen, und wir gingen in Binz an Land. Stralsund und Berlin wurden auf der Heimfahrt besucht. Letzteres war mir schon zur vertrauten Stadt geworden.

In jenen Zeiten machte ich alljährlich mit meiner ersten Frau nach eingebrachter Getreideernte eine 10-14 tägige Reise. Für den Bauern und Winzer sind die Tage zwischen 20. August und 10. September hierfür die einzig richtige Zeit, in der er sich

auch einmal etwas entspannen kann. Die Ernte ist unter Dach, und im Weinbau sind alle Arbeiten, die für den Ertrag ausschlaggebend sein können, getan.

So haben wir Bayern, die Schweiz, Tirol und den Schwarzwald mit all ihren Schönheiten besucht und kennengelernt. Ein anderes Jahr sah uns in Mitteldeutschland, in Leipzig, Dresden, Weimar und Eisenach. Dann wieder führte uns der Weg nach Schleswig-Holstein und Sylt-Westerland mit seinen reichen Abwechslungen im Wattenmeer. Freundschaftliche Beziehungen haben mich auch zusammen mit meiner 2. Frau immer wieder in dieses interessante Land mit seinen grünen Matten und seinem buntgefleckten Rot- und Schwarzvieh hingezogen.

Als Vorsitzender des Hessischen Weinbauverbandes nahm ich auch an allen deutschen Weinbaukongressen teil, und daran habe ich festgehalten bis in meine alten Tage. Wenn ich erleben durfte, dass ich immer wieder in neue Ämter gewählt und berufen wurde, so ging ich den Ursachen etwas tiefer auf den Grund und fand, dass jedes Amt und seine ehrliche und fleißige Betreuung das Wissen und das Urteil ganz beachtlich erweitert und gefördert hat. So war ich manchmal erstaunt, wie unwissend oft hochbegabte Menschen den Problemen gegenüberstanden. Die Vielfältigkeit der Betätigung in den verschiedensten Sparten des Wirtschaftslebens vermehrt Wissen und Erfahrung in erstaunlichem Ausmaß, ohne dass dies einem so recht zum Bewusstsein kommt. Eine gewisse Befähigung bleibt wohl Voraussetzung, aber ebenso wichtig sind noch andere Eigenschaften, die die Natur dem einen und anderen als Geschenk in die Wiege legt. Ich meine Redegewandtheit, und Schlagfertigkeit. Aber dies alles genügt noch nicht, um den beliebten Menschen auszumachen, der mit diplomatischem Geschick die Dinge meistert und zum Erfolg kommt. Wenn ich schon einmal davon sprach, was Frohsinn, Gelassenheit und Humor für eine Wirkung auf die Umwelt ausüben können, so bleibt die Wirkung immer eine halbe, wenn sie nicht in Begleitung von echter Herzlichkeit und fühlbar ausstrahlendem Wohlwollen sich befinden. Bei Frauen nennt man das Charme. Sollten Männer keinen Charme besitzen?

Dieser Charme der Männer findet leicht den Weg zum Herzen der Frauen. Vertrauen, Behütetsein passen hier noch sehr gut in den Rahmen dieser Schwingungen.

Ich war oft darüber erstaunt, mit welchem Vertrauen mir Frauen Einblick in ihre ehelichen Verhältnisse gewährten, aber fast immer getragen von dem Wunsch, von mir zu hören, ob sie nicht auch Fehler machten, die dann Ursache sein könnten zu

Unstimmigkeiten. Dabei konnte ich immer und immer wieder feststellen, dass die Männer den Hauptteil der Schuld tragen insofern, als sie ihre Frauen nicht genügend teilhaben lassen an ihrem Erleben, an ihrer täglichen Arbeit und ihren Sorgen. Die liebende Frau sieht dem heimkehrenden Mann sofort an, dass ihm etwas bedrückt oder dass ihm etwas quergegangen ist, und sie möchte so gerne Teil haben und mittragen helfen an seinen Sorgen. Was geschieht in den meisten Fällen? Der Mann lenkt die Frau ab und gibt seine innere Regung nicht zu. Kommt dann die Frau zu dem Eindruck, ihr Mann traue ihr keine Urteilsfähigkeit zu, dann gibt es Minderwertigkeitskomplexe, und unbemerkt entsteht der erste Riss im ehelichen Einvernehmen. Je klüger die Frau ist, desto größer ist die Gefahr, dass sie gelegentlich Anlehnung an einen anderen Mann sucht, der sie besser versteht. Damit will ich keineswegs dem Kapitel der unverständenen Frau das Wort reden, das oft mit Hysterie, Überheblichkeit und Herrschsucht im Bunde steht.

Wenn sich zugegebenermaßen durch mein ganzes Leben wie ein roter Faden die Tatsache zieht, dass ich gern und immer wieder Kontakt mit hervorragenden Frauen gesucht und gefunden habe, so hat dabei ohne Zweifel ein gewisses naturbedingtes und im Unterbewusstsein verankertes Zueinanderstreben zum anderen Geschlecht eine Rolle gespielt. Es hatte bei mir auch in der Regel gar nichts damit zu tun, dass ich dabei interessante Abenteuer gesucht hätte.

Das Format der betreffenden Frau bestimmt den Grad der Annäherung, und gerade darin liegt so viel Köstliches und Erhebendes, was ich immer so sehr geschätzt habe. Die Rose ist im Aufblühen und in voller Blüte etwas Herrliches. Das Entblättern bringt Enttäuschungen!!

Ich konnte mir oft selbst gar keine Erklärung dafür geben, aus welchen menschlichen Tiefen heraus die Fäden sich entwickeln, die zu solchem liebevollen Vertrautsein führen konnten. Freundliches Wesen in Verbindung mit Haltung und Wohlwollen finden den Weg zum Herzen anderer. Dabei habe ich die Wahrheit eines philosophischen Wortes immer wieder bestätigt befunden: „Der verdient betrogen sich zu sehen, der Herz gesucht bei den Gedankenlosen.“ Zu diesen Betrachtungen ein nettes Erlebnis.

Ich stand – es war im Jahre 1924 – auf dem Bahnsteig in Altona, und nicht weit von mir wartete eine gut aussehende jüngere Frau auch auf den D-Zug nach dem Süden. Sie hatte etwas besonders Sympathisches in ihrem Wesen, das mich begeisterte. Es war ja nicht das erste Mal, dass ich mich entschloss, zu einer mir sympathischen Frau

einsteigen, und so folgte ich auch jetzt meiner diesbezüglichen Eingebung. Ich bildete mir ein, bei ihr etwas Einverständnis gefunden zu haben, und bald saßen wir in einem Abteil II. Klasse einander gegenüber.

Die Unterhaltung war schnell im Fluss, und wir erzählten uns gegenseitig unsere Lebenserfahrungen. Sie war die Frau eines Chemikers, der sehr tüchtig, aber schwer zu behandeln war. Ich konnte ihr mit der längeren und größeren Erfahrung so manche Klippe in ihrem Leben näher beleuchten und die Mängel klar erkennen, die sich ja immer ergeben, wenn ein in besserer Lebensstellung sich befindender Mann eine um 20 Jahre jüngere, meist recht unerfahrene Frau heiratet und er es nicht versteht, ja sich nicht einmal bemüht, sich das Leben von der jungen Frau aus vorzustellen. Umgekehrt lag in diesem Falle auch eine große Ungeschicklichkeit, ja sogar ein gewisser Trotz bei der jungen Frau vor, den ich keineswegs billigen konnte.

Sie war glücklich, in mir einen Reisegefährten gefunden zu haben, der mit Verstand und herzlichem Wohlwollen sich in ihr Leben hineinfühlen konnte. Als sie sich zum Aussteigen fertig machte, brachte ich ohne jede Hemmung den Mut auf, sie zu fragen, ob sie in Altona auf dem Bahnsteig ein Empfinden dafür gehabt habe, dass wir im Zug zusammenkommen würden. In aller Offenheit sagte sie, sie habe gefühlt, dass ich zu ihr einsteigen wolle. In 9 von 10 Fällen wäre ihr dies unangenehm gewesen, und sie hätte den Versuch gemacht auszuweichen. In unserem Falle habe sie mich sozusagen beim Einsteigen mit ihrem Blick ermuntert und mir gern ein kleines Päckchen überlassen, mit dem ich ihr ja folgen musste. Ein äußerst herzlicher Händedruck, und 2 Augenpaare bestätigten, dass 2 Menschen ein schönes Erlebnis hinter sich hatten.

Zur praktischen und nüchternen Arbeit zurückkehrend, soll hier die Tatsache Erwähnung finden, dass es mir von Anfang 1919 bis etwa um das Jahr 1938 gelungen war, meine Rebeneselektion zur Vollendung zu bringen, bzw. zu der Erkenntnis zu kommen, dass ich einen sehr mühsamen Weg hinter mir hatte, aber auch wieder eine herrliche Wanderung durch die Geheimnisse der Natur machen durfte. Sie hat mir einen Blick gestattet in viele Wunder und von der Schöpfung wohlbedachte und gelenkte Zusammenhänge.

„Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll Deiner Güter.“ Dieser Satz spiegelt in kaum zu überbietender Form meine Erkenntnisse wieder über so mache bei dieser Arbeit entdeckten Vorgänge der Natur.

Über Einzelheiten und die planmäßige Entwicklung der Selektionsarbeiten möchte ich hier nicht berichten. Es liegt ein gedruckter Vortrag hierüber vor, der vielleicht als Beilage zu diesen Ausführungen später Verwendung finden kann.

Jetzt noch einige Betrachtungen über den Nationalsozialismus und seine Auswirkungen auf mein Leben.

Ich habe mich von allem Anfang an nicht mit den Methoden des Dritten Reiches einverstanden erklären können, beginnend mit den anmaßenden und vielfach von brutalem Unterton begleiteten Reden des „Führers“. Dazu kamen die Gewaltmaßnahmen, die jeder einzelne Mensch mit Furcht erfüllte und ihn in eine erzwungene Heuchelei hineinpresste. Da wurde „Heil Hitler“ gerufen mit erhobenem Arm, und ein Großteil der Bevölkerung gehorchte dabei einem furchtbaren Zwang. Man fürchtete sich vor den brutalen Maßnahmen, die keine Hemmungen kannten, den Widerstrebenden in einem Konzentrationslager der Vernichtung zu überliefern. Ein Terror, im schlimmsten Ausmaß war an der Tagesordnung, und gerade die älteren Menschen, die die freiheitlichen Verhältnisse von Jugend auf kannten, konnten sich nicht mehr zurecht finden.

Man fügte sich, war seines freien Willens beraubt, und da ja der Mensch ein „Gewohnheitstier“ ist, sah man mitunter auch Entwicklungen und Möglichkeiten, mit denen man sich verhältnismäßig leicht abfinden konnte. Die Landwirtschaft erlebte sehr viele Förderungsmaßnahmen, auf die man in späteren Jahrzehnen wieder zurückgriff. Es kam aber schließlich so weit, dass jeder in der Wirtschaft Stehende seines eigenen Willens mehr oder weniger entkleidet wurde und für jeden Schritt, den er zu tun hatte, den entsprechenden Befehl dazu vorfand.

Da ich mich nicht entschließen konnte, der Partei beizutreten (als einem Stahlhelmer war es mir ziemlich leicht gemacht), wurde ich aus allen meinen Ämtern ausgebootet.

Ich behielt nur die hiesigen Genossenschaftsämter, da der damalige Ortsgruppenleiter sich nicht getraute, in einer Generalversammlung meine Absetzung durchzusetzen. So hielt ich mich in der Öffentlichkeit zurück, spielte die Rolle eines wohlerzogenen Staatsbürgers und wandte mich meinem eigenen Betrieb mit aller Intensität wieder zu. Die Selektionsarbeiten wurden weitergeführt und noch mehr und mehr verfeinert.

Als Direktor der Sparkasse sah ich eindeutig den immer weitergehenden Zerfall unserer Währung und sah die Parallele zu den Erscheinungen der Inflation von 1920-

23, indem wöchentlich in schnellem Tempo zunehmend, ganze Pakete neuer Geldscheine hereinfließen, die von der Zentrale geliefert wurden und vorher – außer bei der Herstellung – noch keines Menschen Hand passiert hatten. Sämtliche Maßnahmen Hitlers, auch der viel bewunderte Straßenbau und die Aufrüstung, wurden mit neu hergestelltem Geld bezahlt. Nur mit einem gewonnenen Krieg, bei dem man das unterliegende Volk ausschöpfen konnte bis zum Weißbluten, hätte man die Sache reparieren können. Es kam aber ganz anders.

Der im Jahre 1939 vom Zaun gebrochene Krieg hat auch mich anfangs mit der blitzartigen Niederwerfung Polens und Frankreichs geblendet. Man dachte an eine Eroberung Englands und war beinahe schwankend geworden, ob dieser Hitler nicht doch ein großer Politiker und Stratege wäre. Seine brutale Art des Redens und das beispiellose Hinmorden von Tausenden von Menschen (Röhm u.a.) ließ andererseits auch wieder viel anständig denkende Menschen von ihm abrücken. Die Ausschreitungen gegen die Juden waren ein fürchterliches Kapitel für sich.

Mehr und mehr verbreitete sich die Erkenntnis, dass der Krieg neben imperialistischen Welteroberungsplänen auch eine notwendige Folge einer nahezu verzweifelten Wirtschafts- und Ernährungslage in Deutschland war. Das Ausland glaubte uns langsam auszuhungern und zu isolieren und das hätte ohne Krieg auch dem Nationalsozialismus früher oder später den Todesstoß versetzt.

Hier soll noch etwas eingeflochten werden, was im Dritten Reich viele Deutsche innerlich bewegt und sie zu einer Einstellung gebracht hat, die im Ausland ein falsches Bild von der geistigen Verfassung des deutschen Volkes entstehen ließ. Zum besseren Verständnis muss ich in die Zeit nach dem ersten verlorenen Weltkrieg zurückgehen.

Damals übte die Sozialdemokratie auch anfangs eine Art Gewaltherrschaft aus, die aber nach und nach unter Eberts besonnener Führung demokratischen Verhältnissen Platz machte. Der überwiegend größte Teil der Deutschen waren keine Sozialdemokraten, und trotzdem blieb jeder Bürger bei seiner friedlichen Tätigkeit und jeder Beamte an seinem Platz. Man hatte die hohe und sittliche Aufgabe begriffen, dass es in erster Linie darauf ankam, seinem Volk und seinem Lande in Treue weiter zu dienen, fast gleichgültig gegenüber der Form der Regierung und denen, die sie führten.

Dass sich dies nach dem kurz vorher Erlebten mit der Machtübernahme der Nazis wiederholte, war nicht weiter verwunderlich, und ebenso wenig wie es s. Zt. gelingen konnte, die Deutschen zu Sozialdemokraten zu machen, ebenso wenig gelang es jetzt, alle dem Nationalsozialismus zuzuführen. Hätte dieser nicht mit den verwerflichsten Methoden versucht, das Volk zu terrorisieren und in Furcht zu versetzen und wären die Wahlen nicht unter Druck und Aufsicht vollzogen worden, dann hätte sie sehr bald ein ganz anderes Bild ergeben. Es war doch offensichtlich die Erkenntnis Allgemeingut geworden, dass neben dem Führer, der selbst von keiner verbrecherischen Tat zurückschreckte, fast nur verkrachte Existenzen und charakterlich nicht einwandfreie Menschen den Stab seiner Umgebung bildeten.

Eine wirklich freie Wahl in der Vorahnung des kommenden Krieges hätte ihn beseitigt, ehe er sein Volk im Elend und Jammer hätte stürzen können. Noch einmal zeigten die deutschen Menschen allgemein ihre Liebe zu Heimat, Volk und Land und zogen, nicht mit Begeisterung, sondern mit vaterländischem Pflichtgefühl in den Krieg.

So lagen die Dinge wirklich, und zum Schluss sollte dieses gesamte Volk zum Kriegsverbrecher gestempelt werden.

Ich habe auch unter seelischen Erschütterungen gelitten und oft nicht gewusst, was Recht und was Unrecht war.

Über den Krieg selbst und den totalen Zusammenbruch brauche ich hier nicht mehr viel zu sagen.

Noch einiges über meine Erlebnisse hier in Guntersblum.

Auf der Sparkasse verschwanden alle Schulden, und es ergoss sich ein Geldstrom über uns, der nur durch Abfluss in Reichsschatzanweisungen gemeistert werden konnte. Dies hat bei mir immer größere Besorgnis hervorgerufen und einen schlimmen Kriegsausgang befürchten lassen. Als gar im August 1943 amerikanische Bomber ungestört an einem Nachmittag in 2-3000 m Höhe unseren Hof überflogen, stand der verlorene Krieg bei mir außerhalb jeden Zweifels. Über die dann folgenden Bombennächte und Tagesangriffe nur das Markante, dass Tiefflieger die Scheune des Nachbarn Janß in Brand schossen, und dass wir das Vieh, Schweine etc. in andere Gehöfte bringen mussten. Es gelang uns insbesondere unter restlosem Einsatz der bei uns beschäftigten polnischen Gefangenen, unsere Scheune zu retten, und so ging die Katastrophe vom 10. November 1944 noch einmal gut an uns vorüber.

Seit jenem August 1943 habe ich jeden Mittag zwischen 11 und 12 Uhr Englisch studiert, und als im März 1945 die Amerikaner hier einzogen, waren sowohl meine Frau als auch ich in der Lage, eine Unterhaltung mit ihnen zu führen. Dies hat uns vor vielen Unannehmlichkeiten bewahrt.

Dreimal mussten wir im Verlauf von 4 Wochen das Haus räumen, alles, auch die Möbel und Betten stehen lassen und Unterkunft in den Gesindewohnungen im Hof suchen. Im Großen und Ganzen kamen wir mit der Einquartierung gut aus, und wir konnten feststellen, dass viele Landwirte dabei waren, mit denen schon aus beruflichen Gründen bald ein Kontakt gegeben war. Außerdem waren sehr viele Soldaten darunter, deren Eltern und Großeltern aus Deutschland nach Amerika ausgewandert waren. Irgendwelche Ausschreitungen, Vergewaltigungen von Frauen und dergleichen kamen nicht vor. Bei meinen Unterhaltungen mit der Besatzung begegnete ich oft der Äußerung, welch schönes Land Deutschland ist.

Nachzutragen wäre hier noch, dass im letzten Halbjahr des Krieges, zumeist noch im Jahre 1945, sehr viele Tieffliegerangriffe auf Eisenbahnzüge erfolgten und dass in einem Falle ein Personenzug in der langen Flurgewann, in Richtung Worms fahrend, von 7 bis 8 französischen Tieffliegern beschossen wurde und es dabei 13 Tote gab. Wenn Mainz am 27. Februar 1945 und Worms 2 Tage vor dem Einzug der Amerikaner in Schutt und Asche gelegt wurden, dann kann man, - da der Krieg längst entschieden war – nur die Absicht der Vernichtung des deutschen Volkes dahinter vermuten. Auch dies hat sich gerächt, und die damaligen Feindmächte, denen es auf Vorschlag eines Morgenthau vorgeschwebt hatte, Deutschland zu einer Schafweide zu machen, auf der 25 Millionen Menschen ein dürftiges Dasein fristen sollten, mussten sich bald zu einer anderen Meinung bekennen.

Nach dem endgültigen Zusammenbruch nahm die Notzeit der letzten Kriegsjahre noch weiter zu. Lebensmittel wurden trotz schärfster Rationierung immer knapper, und schon trieb ein schwarzer Markt seine hässlichen Blüten. Da setzte amerikanische Hilfe ein und in wirklich großherziger Weise flossen Geschenksendungen nach Deutschland.

Auch eine großzügige Organisation der Einfuhr von Lebensmitteln bannte im Verlauf eines Jahres die größte Not, und das Wirtschaftsleben konnte wenigstens langsam und zögernd in Gang gebracht werden. Über die weitere Entwicklung gibt ja die Geschichte eindeutigen Aufschluss.

Unser Gebiet links des Rheines war zuletzt französische Besatzungszone. Die Franzosen hatten zunächst einen Staat „Hessen-Pfalz“ (Rhein Hessen und die Pfalz) gebildet.

Eine Landwirtschaftskammer für diese Gebilde wurde von oben herab ins Leben gerufen. Ich wurde zum Mitglied bestimmt und dann auch in den Vorstand gewählt.

In jener Zeit trat wieder eine Art Separatismus in Erscheinung, von einem Teil der französischen Besatzung begünstigt. Man sprach von einer Rheinischen Republik, die den linksrheinischen Teil Deutschlands unter Einschluss des Ruhrgebietes umfassen sollte.

In Kaiserslautern, wo unsere Landwirtschaftskammer ihren Sitz hatte, erlebte ich eines Tages den Versuch eines derartigen Agenten, der in der Hitlerzeit nach Frankreich geflohen war. Er versuchte mich davon zu überzeugen, dass dieser Staat eine glänzende Zukunft vor sich habe und in jeder Hinsicht von Frankreich gefördert werde. Er ließ allerhand Chancen für meine Zukunft durchblicken, und als er mich nicht überzeugen konnte, bot er sich an, mich abends nach Hause zu fahren, um in aller Ruhe im familiären Kreise die Sache durchberaten zu können. Ich merkte, dass er auch meine Frau mit einzuspannen wollte und so musste ich ihn mit aller Energie und Deutlichkeit erklären, dass ich eine solche Sache unter keinen Umständen mitmachen würde, und dass es ebenso zwecklos sei, diesen Versuch bei meiner Frau anzustellen. Mit einer etwas undurchsichtigen Drohung verabschiedete er sich von mir, und ich musste mit der Möglichkeit rechnen, einmal eingesperrt zu werden. Einigen meiner Bekannten in Kaiserslautern ist es so gegangen.

Zum Glück gab es damals eine ganze Reihe anständiger französischer Offiziere, die diese Machenschaften auch nicht billigten und darin einen Verrat am Vaterland sahen. Nachdem noch eine große Versammlung in Kaiserslautern, die unter dieser grün-weißen Flagge einberufen worden war, mit einem großen Fiasko für die separatistische Bewegung geendet hatte, verschwanden diese dunklen Existenzen in der Versenkung. In Rhein Hessen wurden die ersten Versuche derartiger Bestrebungen im Keime erstickt.

Eine der ersten Maßnahmen der französischen Besatzung ging darauf hinaus, unsere Weinbestände zu beschlagnahmen und sie gegen Bezahlung nach Frankreich zu versenden. Da in diese Wegnahme ein gewissen System gebracht werden musste,

um in den einzelnen Weinbaugebieten – es drehte sich hier um das neugebildete Land Rheinland-Pfalz – die Sache gerecht und gleichmäßig durchzuführen, wurde eine obere Landesstelle „Referat Wein“ genannt, ins Leben gerufen und in Koblenz etabliert.

Ich wurde der Weinbauvertreter für Rheinhessen und Herr Gustav Adolf Schmitt-Nierstein der Vertreter des Rhein Hessischen Weinhandels.

Die anderen Gebiete – die Pfalz, Mosel, Nahe und Mittelrhein – hatten auch ihre Vertreter.

In jedem Monat mussten wir in Koblenz antreten, um die Entnahmebefehle der Franzosen entgegenzunehmen.

Dazu war damals die Bahnverbindung nicht zu benutzen, da die Züge nur selten und unregelmäßig fuhren infolge des Mangels an Kohlen und Waggons. Von Heizung und Licht in den Zügen konnte man nicht reden. So fuhren wir im ersten Jahr nur im Auto, das manchmal von der Bezirksregierung in Mainz, vielfach aber auch privat gestellt wurde.

Die Preise für Konsumwein waren von der Besatzungsmacht vorgeschrieben, und da man im Zeichen eines fortschreitenden Währungsverfalls stand, wehrte sich jedes Gebiet gegen die Wegnahme, und es musste gegeneinander abgewogen und ein Ausgleich gesucht werden. Erfreulicherweise behielt in jeder Sitzung eine vernünftige Einstellung die Oberhand. Es war jedoch nicht zu verhindern, dass insbesondere die kleineren und mittleren Weine der Jahrgänge 1945/46/47 uns abgenommen wurden. Wohl wurden sie bezahlt, aber mit dem Erlös konnte man die Lücken, die der Krieg in Bezug auf die Weinbergserneuerung, Inventarersatz usw. hatte entstehen lassen, nicht schließen, da keinerlei Material auf dem Markt war. Dazu kam eine mit aller Schärfe zugreifende Steuerveranlagung. Als dann im Jahre 1948 die Währungsreform kam, waren die Weinkeller geleert. Zu DM-Preisen wollte die Besatzung unsere Weine nicht mehr, und so hörten die Beschlagnahmungen auf.

In Koblenz fanden wir anfangs noch nicht einmal eine Gaststätte in Betrieb, da alle von den Bomben zusammengeschlagen waren. Wir mussten unsere Verpflegung mitnehmen, ebenso wie den Wein, den wir zum Teil aus den eigenen Beständen wegstehlen mussten.

Wenn wir dann im Untergeschoss des Regierungsgebäudes im Oberwörth unsere Mahlzeiten verzehrten, merkten wir die oft neidischen Blicke der dort beschäftigten Angestellten und Beamten auf unsere belegten Brote. Dass wir auch noch Wein trinken konnten, verstand man überhaupt nicht. Von dieser Armut in den Jahren 1945 und 1946 kann man sich nur dann eine Vorstellung machen, wenn man sie selbst erlebt hat.

Ein angebissenes Stück Brot, das man manchmal hergab, weil man die abgemagerten Menschen einfach nicht mehr sehen konnte, fand sofort eine abnahmefreudige Hand. Das schönste Trinkgeld für einen Chauffeur, der oft stundenlang warten musste, war ein belegtes Brot und ein Schluck Wein. Wenn ich abends oder nachts zu Hause abgesetzt wurde, nahm ich meistens den Chauffeur mit hinauf in die warme Stube, wo ihn meine Frau verpflegte und ihm Wein vorsetzte. Der bekam dann auch noch eine Flasche Wein mit nach Hause. Das waren seine Feiertage. Wie gern hat man mich damals von zu Hause abgeholt und wieder zurückgebracht. Es war eine traurige Zeit.

Als zu Beginn des Jahres 1947 der Zugverkehr eine gewissen Regelmäßigkeit erfuhr und die Fenster wenigstens mit Pappe verschlossen waren, fuhren wir öfters auch mit dem Schnellzug nach Koblenz und am gleichen Tage wieder zurück, weil eine Übernachtung in Koblenz einfach nicht möglich war. Da passierte es bei einer Heimfahrt, dass im großen Tunnel bei Bacharach an der Lokomotive die Pleuelstangen auf einer Seite brachen und wir mitten im Tunnel etwa 1 ½ Stunden stehen bleiben mussten, ohne jede Beleuchtung, bis man die defekten Stangen herausmontiert hatte. Im Zug brach natürlich, insbesondere unter den Frauen, eine Panik aus, und viele wollten hinaus in die Dunkelheit, um den 3 Km entfernten Ausgang des Tunnels zu erreichen. Nachdem die Lokomotive etwas 10 Mal versucht hatte, mit einseitigem Antrieb weiterzukommen, fuhren wir dann endlich im Schneckentempo nach Mainz, wo wir mit 3 Stunden Verspätung gegen 12 Uhr in der Nacht bei 11 Grad minus ankamen. In Mainz gab es keinen Wartesaal, keinen warmen Raum. Nach einiger Zeit fanden wir das Auto des Landrates, dessen Fahrer ausgehalten und auf uns gewartet hatte, um uns nach Hause zu bringen. Gegen 2 Uhr in der Nacht war dann die Reise beendet.

In diesen Jahren wurde ich auch in die Hauptwirtschaftskammer von Rheinland-Pfalz berufen, die fast jeden Monat 2 Tage ihre Beratungen abhielt. Zum Übernachten wurden wir anfangs nach Bad Ems in ein tadelloses Hotel eingewiesen, wo jedoch aus

Mangel an Brennmaterial keinerlei Heizung war. Da blieb mir nichts anderes übrig, als mich komplett abgezogen, mit Anzug und Mantel und die Strumpfkappe über die Ohren gezogen, ins eiskalte Bett zu legen. Ungewaschen und ohne Frühstück fuhren wir am Morgen nach Koblenz zurück, wo wir im Görresbau einen Frühstückstisch mit Brot und Marmelade vorfanden. Gewaschen habe ich mich in diesen Tagen oft überhaupt nicht.

Auch dieser Zustand fand sein Ende, und vom Juli 1948 ab konnte ich im Pfälzer Hof in Koblenz regelmäßig Wohnung finden. Nach der Währungsumstellung klappte es auch wieder mit der Verpflegung, wenn auch zu etwas erhöhten Preisen.

Die Tagung der Hauptwirtschaftskammer brachte mich mit Vertretern aller Wirtschaftszweige des Landes in Berührung, und es hatte sich nach einiger Zeit ein recht gutes Verstehen eingestellt.

Eine besonders herzliche Freundschaft entwickelte sich zwischen Geh. Rat Prof Dr. Eckert – damals Professor in Köln – und mir. Ich habe während dieser Zeit jedes Mal mit ihm zusammen im „Pfälzer Hof“ gewohnt.

Der Tag fing mit gemeinsamem Frühstück an, und abends gingen wir auf alle Fälle zusammen ins Kino und aßen dann auch zusammen unser Abendbrot.

Im Aufsichtsrat des ERW traf ich zwischendurch auch mit ihm zusammen. Im Jahre 1952 starb er, und damit wurde ein von viel Fleiß, Arbeit und großen Erfolgen begleitetes Leben zum Abschluss gebracht. Eine sehr gut organisierte akademische Feier in der Universität in Mainz, zu der auch ich geladen war, gab das letzte Ruhmesblatt für diesen bedeutenden Menschen.

Zu den Tagungen der Hauptwirtschaftskammer zurückkehrend, darf noch gesagt werden, dass mit ihrer Verlegung nach Mainz, die für mich immer wieder schönen Fahrten nach Koblenz ihr Ende gefunden hatten. Damit entfielen auch die anregenden Abende und Unterhaltungen in Koblenz.

Im Dezember 1947 wurde ich zum Vorsitzenden des Rhein Hessischen Elektrizitätsverbandes, der ca. 145 Gemeinden von Rheinhessen umfasst, gewählt. Seit dem Jahre 1919 gehörte ich in diesem Verband, bei dessen Gründung im Jahre 1911 mein Vater mit Pate gestanden hatte, dem geschäftsführenden Ausschuss an.

Während des Krieges war der Verband lahmgelegt, da im Dritten Reich sich so ziemlich alles in der Wirtschaft nach diktatorischen Anweisungen abwickelte.

Nach dem Zusammenbruch war auch hier allerhand neu aufzubauen und es galt insbesondere, die durch die Währungsreform erschütterten Vertragsverhältnisse mit dem EWR wieder in Ordnung zu bringen.

Nach fast zweijährigen Verhandlungen, die viel Sachkenntnis, Geduld und Beharrlichkeit verlangten, gelang es im Dezember 1950, einen neuen Vertrag mit dem EWR abzuschließen, der den Verband in ein Beteiligungsverhältnis zu ihm brachte und für die Zukunft die Erschütterungen ausschloss, die s. Zt. die Inflation und später die Währungsreform gebracht hatten.

Viel guter Wille musste von beiden Seiten aufgebracht werden, wobei eine wahre und echte Freundschaft zwischen Herrn Baurat Schobert und mir zur tragenden Säule geworden war.

Ich war sehr stolz und befriedigt über dieses gelungene Werk, in dem Glauben, der rheinhessischen Energieversorgung einen sehr guten Dienst geleistet zu haben. Der Vertrag trägt meine Unterschrift und dauert zunächst bis zum Jahre 1970. Da der Verband der Gemeinden stiller Teilhaber beim EWR geworden ist, liegen die Besitzverhältnisse fest, und ich betrachte es als selbstverständlich, dass der Vertrag nach Ablauf in veränderter Form weitergeführt werden wird.

Mit der Gründung des Landes Rheinland-Pfalz hörte meine Tätigkeit in der Landwirtschaftskammer Rheinhessen-Pfalz auf. Eine besondere Kammer für Rheinhessen wurde gebildet. Nach der demokratisch durchgeführten Wahl der Kammermitglieder wurde ich wegen meiner Verdienste um Landwirtschaft und Weinbau als Mitglied berufen und zugewählt.

Man übertrug mir den Vorsitz im Finanz- und Verwaltungsausschuss und im Weinbauausschuss. Die erstere Tätigkeit erfordert schon eine gewisse Sachkenntnis in finanzwirtschaftlichen Dingen, zu der ich ja durch meine guten Kenntnisse in Buchführung, wie auch durch meine Tätigkeit im Genossenschaftswesen (Direktor der Sparkasse in Guntersblum) die nötigen Voraussetzungen mitbrachte.

Bis zur Gründung eines Rhein Hessischen Weinbauverbandes war ich Spitzenvertreter des Rhein Hessischen Weinbaues als Vorsitzender des Weinbauausschusses der

Kammer. Im Weinbauverband geht es mehr um wirtschaftspolitische Dinge, während die Kammer mehr die weinbautechnischen Belange wahrnimmt. Ich überließ den Vorsitz Herrn Hermann Franz Schmitt in Nierstein für den Weinbauverband und befürwortete ihn. Mich ernannte man hier zum Ehrenvorsitzenden.

Inzwischen hatte man auch wieder den Deutschen Weinbauverband ins Leben gerufen, und damit ergaben sich auch für die Untergliederungen desselben neue Arbeitsgebiete und wirtschaftspolitische Notwendigkeiten.

Für dieses Arbeitsgebiet, in dem ich s.Zt. als Vorsitzender des Hessischen Weinbauverbandes gearbeitet habe, hatte ich nicht mehr die erforderliche Spannkraft, abgesehen davon, dass ich in meinem Alter keine neue Tätigkeit mehr hinzunehmen wollte.

Ich habe in früheren Jahren in einzelnen Fällen erlebt, dass ein alter stark verbrauchter Mann sich an seine Tätigkeit klammerte, obwohl allenthalben gemerkt wurde, dass er sie nicht mehr ausführen könnte. So schwand der frühere Nimbus eines verdienten Mannes schnell dahin, und es zeigte sich, dass vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt notwendig ist.

Wenn ich mich nach dieser Seite hin überprüfe, so versuche ich darüber zu wachen, dass die oben angeführten Entgleisungen nicht auch mir passieren. Ich habe deshalb gute Freunde darauf verpflichtet, mich darauf aufmerksam zu machen, wenn sie wahrnehmen, dass für mich Zeit ist abzutreten. Wiederholt habe ich versucht, von einem Amt loszukommen. Ich fand jedoch wenig Verständnis, sondern nur den Einwand, dass ich noch elastisch und lebensfrisch genug sei, um weiter am Werke zu bleiben.

Am 22. Dezember 1950 wurde ich zum „Oekonomierat“ ernannt, und ich war zutiefst gerührt, als mir die Urkunde hierzu von Herrn Landwirtschaftsminister Stübinger unter besonderer Würdigung meiner der rheinischen Landwirtschaft und insbesondere dem Deutschen Weinbau geleisteten Dienste überreicht wurde.

Zwischenstück und Stimmungsbild am 11.05.1952

Es war an einem herrlichen Maientag mit viel Sonne, aber doch etwas unterkühlt von einem frischen Ostwind. Da packte mich etwas wie Heimweh, wie eine innere Sehnsucht nach den Fluren in der Richtung nach dem Rhein.

Beschwingt und elastisch wie vor Jahrzehnten fuhr ich mit dem Rad dorthin, wo ich auf den verschiedenen Äckern in emsiger Arbeit so manchen Tropfen Schweiß vergossen hatte.

Da erzählte mir der Acker „In den Mittelwiesen“ eine lange Geschichte. Ich sah mich in einer Mulde durchs Wasser pflügen, wobei der kühne Entschluss reifte, durch Ausheben eines tiefen Grabens einen kleinen Teil des Feldes zu opfern, dafür aber einen zehnmal größeren Teil in gute trockene Beschaffenheit zu bringen. Viele Tage in einem langen Winter hatte ich dort meine Werkstätte, und viele Tausende von Schaufeln voll Erde verließen mit Schwung die Tiefe. Im Sommer lohnte goldener Sommerweizen die mühevollen winterliche Arbeit.

7 lange Jahre hatte ich den Acker nicht mehr betreten, und ich kam mir mit einer gewissen Beschämung vor wie ein Wanderer, der nach allerhand Fahrten in die Welt wieder heimgefunden hat. Ich wüsste kaum ein Plätzchen auf diesem Acker, wo in jenen 40 Jahren mein Fuß nicht gestanden, wo ich nicht gepflügt, gesät und geerntet hätte. Ich hatte das Gefühl, als wollte diese gute alte Erde mir sagen, dass sie in diesen sieben Jahren immer dieselbe geblieben sei, dass sie Jahr um Jahr ihre Früchte getragen und meinem Sohne die Treue in gleicher Weise gehalten habe wie mir in vielen Jahrzehnten. Zwischendurch klang es wie ein Vorwurf, dass ich sie vergessen hatte.

In dieser feierlichen Stimmung zog es mich geradezu weiter, hin zu den kleinen Äckern von zwei Tagelöhnern, die in den letzten Jahren in kühler Friedhofserde ihre letzte Ruhe gefunden hatten. Diese Felder, durch Fleiß und Sparsamkeit erworben, waren ihnen ans Herz gewachsen. Sie liebten sie wie einen teuren Schatz, und es verging kein Sommersonntag, an dem sie ihnen keinen Besuch abstatteten. Wie stellten sie oft die bange Frage, wer wohl die Felder nach ihrem Tode bewirtschaften und betreuen werde, und es klang etwas wie ein Bedauern durch diese Frage für ihre Zukunft.

Als ich dann mit diesem inneren Empfinden von Ehrfurcht und Ergriffenheit vor den so heiß geliebten Fluren stand, musste ich mich überzeugen, dass sie nach wie vor ihre Früchte trugen – wohlgepflegten Hafer die eine und üppige Gerste die andere. Was war es mit jenen Sorgen und Befürchtungen?

Es war mir so, als ob sie mir zuriefen: Wanderer stehe ein wenig still, weil Du um die Liebe und Sorge weißt, mit denen man uns betreut hat. Auch Du bist bald am Ende Deiner Lebensbahn und sollst bei uns lernen, dass der Mensch nur eine kleine Erdenwanderung machen darf. Sie gibt ihm Pflichten und Freuden, die – kaum genossen – den Abschied schon am Horizont sehen lassen und ihm die rasche Vergänglichkeit seiner Erdentage vor Augen stellen.

Wir, die heimischen Fluren – erzählen sie weiter – sind ewig und unvergänglich; wir sehen die Generationen kommen und vergehen, wir spenden ihnen unentwegt ihr tägliches Brot, wir haben einen göttlichen Auftrag.

Die Sonne näherte sich schon dem westlichen Horizont, und als ich – wie aus einer frommen Andacht kommend – die abendliche Stimmung aufziehen sah stiegen mir Jagderlebnisse in der Erinnerung auf, und jeder Baum und jeder Strauch wusste etwas zu erzählen vom Anpirschen an den Rehbock, von Entenstrich und müden Heimwärtswandern nach heißen Hühnerjagdtagen.

So hatte ich in wenigen Stunden ein ganzes Lebensbuch durchgeblättert, von bunten Bildern reich bestückt.

Mit einem traumhaften Blick in die Zukunft warf sich mir die Frage auf, ob auch die nachkommenden Geschlechter zu gegebener Zeit zu solchen erhebenden Beobachtungen und zum rechten Einfühlen in die ewigen Geheimnisse der Natur den rechten Weg zu sich selbst finden werden.

Mit den ersten Schlägen der Feierabendglocken bestieg ich mein Fahrrad und schon von abendlicher Dämmerung umweht, war es mir fast, als ob mein Hund „Marco“ neben mir herlief.

So durfte ich mich um 40 Jahr zurückversetzen in ein Erleben, von dem ich immer wieder sagen muss: Es war eine köstliche Zeit.

In meiner Tätigkeit im öffentlichen Leben, auf die ich im Einzelnen Bezug genommen habe, trat in den Jahren 1952/53 und weiterhin eine gewisse Stabilität ein. Aus dem

Rahmen fielen dann wieder die verschiedenen Jubiläen der einzelnen Organisationen, bei denen ein eigenes Jubiläum in vielen Fällen parallel lief.

So feierte die Vereinigung Ehemaliger Oppenheimer Weinbauschüler – deren Vorsitzender ich nach dem Kriege geworden bin – ihr 50jähriges Bestehen in einer recht würdigen Form auf der Landskrone in Oppenheim. Es brachte mir als Ehrung ein schönes Tablett mit Rheinhessen-Weingläsern und das goldene Vereinsabzeichen. Die 75jährige Jubiläumsfeier der hiesigen Bezugs- und Absatzgenossenschaft sah mich als deren Aufsichtsratsvorsitzenden seit 1907 auch wieder in der vorderen Front der zu ehrenden Verwaltungsorgane. Der Verband der landwirtschaftlichen Genossenschaft in Frankfurt am Main überreichte mir die silberne Ehrennadel des Verbandes. Vom Bauernverband Rheinhessen wurde ich als Mitbegründer mit dessen goldener Ehrennadel ausgezeichnet.

Im Landwirtschaftlichen Kränzchen in Worms hatte man mich bei dem Wiedererstehen erneut zum Vorsitzenden gewählt. Etlichen Jahre vor der Hitlerzeit hatte ich auch dieses Amt bekleidet.

So war ich, ohne dass auf meiner Lebensbahn sich etwas Besonderes ereignet hat, meinem 75. Geburtstag im Oktober 1953 entgegengesteuert. Ich merkte schon einige Wochen vorher, dass sich im Geheimen etwas vorbereitete. Man konnte es doch nicht ganz umgehen, so „hintenherum“ bei meiner Frau nachzuforschen, was man mir bzw. uns wohl schenken könnte. Das Rauen kam bald aus dieser, bald aus jener Richtung, und schließlich musste ich von der Landwirtschaftskammer die Mitteilung entgegennehmen, dass sie die Sache in die Hand genommen und sich mit den verschiedenen in Betracht kommenden Organisationen in Verbindung gesetzt habe. So zog dieser ereignisreiche Tag herauf, und alles, was man in Szene gesetzt hatte, übertraf meine kühnsten Erwartungen. Ein Übermaß von Blumen und Geschenken wurden mir dargebracht, und man war klug genug, das Fest im „Pfälzer Hof“ steigen zu lassen, da meine privaten Räume die Menschen und Sachen nicht alle hätten fassen können. Ich lasse hier einen Bericht der Zeitung folgen, durch den die Nachwelt noch einmal Teil haben soll an einer seltenen, aber auch von viel Liebe und Anhänglichkeit durchfluteten Anerkennung meiner in einem langen Leben geleisteten Arbeit.

Rhein Hessische Landeszeitung vom 16. Oktober 1953

Sein ganzes Leben dem rheinhessischen Weinbau gewidmet

Oekonomierat Emil Schätzel beging seinen 75. Geburtstag – Eine besinnliche Feier in Guntersblum

Zahlreiche Gratulanten von Regierung, kommunalen Behörden und den Fachverbänden waren dem Rufe der Landwirtschaftskammer Rheinhessen gefolgt, um Oekonomierat Emil Schätzel zu ehren, der gestern in Guntersblum seinen 75. Geburtstag beging. Weinlaub und bunte Herbstblumen schmückten den Saal des Pfälzer Hofes, und als der Jubilar erschien – wie immer aufrecht und mit elastischem Schritt – erhoben sich ihm zu Ehren die zahlreichen Gratulanten. Man spürte nicht, wie schnell die Mittagsstunden vergingen, während eine Ansprache die andere ablöste, und die Tische reichten nicht aus, um die Geburtstagsgeschenke aufzunehmen, mit denen eine grenzlose Hochachtung und Verehrung ausgedrückt wurde.

Wenn man das dem rheinhessischen Weinbau gewidmete Leben Emil Schätzel würdigen will, muss man ihn schon selbst sprechen lassen. Er habe nichts weiter getan, so wehrte er voller Bescheidenheit die Ehrungen in seiner Dankesansprache ab, als sich bemüht, „die Probleme der Zeit zu sehen“. Und so sei ihm das Rüstzeug, das ihm der Herrgott in die Wiege gelegt habe, zu einer Verpflichtung geworden. Die besinnliche Feier, die von dem Kammertrio Sonntag aus Worms verschönt wurde, war der augenscheinliche Beweis dafür, dass der fünfundsiebzigjährige Jubilar alle Situationen mit seinen drei Lebensmottos zu meistern weiß: Gelassenheit, Frohsinn und Humor.

„Unser Jubilar Emil Schätzel ist einer der unseren“ sagte der Kammerpräsident Ernst Wetzel (Alsheim), der die Feier ausgerichtet hatte und auch eröffnete. Wetzel würdigte den Jubilar als Vorsitzenden des Finanzausschusses und des Weinbauausschusses der Landwirtschaftskammer und ließ den Glückwunsch an seinen Freund mit den Worten ausklingen: „Das höchste Geschenk, das Dir der Herrgott gab, ist Deine Rüstigkeit, die uns die Hoffnung gibt, dass Du uns noch recht lange erhalten bleibst!“ Als Dank dafür, dass der Oekonomierat neben seinen vielen Ämtern auch zur Senkung

der Sektsteuer beigetragen habe, überreichte der Präsident der Landwirtschaftskammer einen Sektkelch.

Die Weinkönigin gratuliert

Sichtlich die größte Freude an seinem Ehrentag war für Emil Schätzel das unverhoffte Erscheinen der Rheinhessischen Weinkönigin Erika Hofmann (St. Johann). Charmant nahm der Jubilar das Literglas aus der zarten Hand und ließ es in der Runde kreisen.

Diesem königlichen Glückwunsch schlossen sich die Regierungsvertreter an. Ministerialdirigent Dr. Schneider drückte mit herzlichen Worten die Glückwünsche des rheinpfälzischen Landwirtschaftsministeriums aus. Regierungsdirektor Weber überbrachte die Glückwünsche der Bezirksregierung und gratulierte gleichzeitig im Namen seiner ebenfalls anwesenden Mitarbeiter, Domänenrat Dr. Rupp und Reblauskommissar Dr. Dürkes. Regierungs-Assessor Schrang überreichte das Geburtstagsgeschenk der Kreisverwaltung in Oppenheim, einen wertvollen Korkenzieher.

Verdienste um die Klonenzucht

Die besonderen Verdienste, die sich Oekonomierat Schätzel um den rheinhessischen Weinbau erworben hat, erhielten ihre fachliche Würdigung durch Weinbaudirektor Rodrian. Schätzel habe in zwanzigjähriger Arbeit Klone gezüchtet, von denen fünf heute seinen Namen tragen. Diese Züchtungen zeichneten sich aus durch besondere Ertragstreue, verbunden mit größerer Menge, wobei auch die Güte nicht vergessen wurde. Die Schätzelklone seien heute in großem Maße vermehrt und hätten wesentlich zur Erhöhung der Wirtschaftlichkeit im Weinbau beigetragen. Zum Zeichen dafür, wie selten es ist, dass ein Züchter die Früchte seiner Arbeit erlebt, schenkte Weinbaudirektor Rodrian einige Flaschen, die von der Oppenheimer Lehranstalt aus den Züchtungen Schätzels hergestellt worden sind.

Ein ebenso sinnreiches Geschenk machte Hermann Franz Schmitt (Nierstein), der im Namen des Weinbauverbandes Rheinhessen gratulierte. Als Zeichen der freundschaftlichen Verbundenheit der beiden Weingüter und Familien überreichte Schmitt drei Flaschen Trockenbeereauslesen, und zwar eine 1893er von seinem Großvater, eine 1911er von seinem Vater und eine jüngeren Datums, die von ihm selbst gekeltert wurde. – „Du hast es mir leicht gemacht, meine Bürde zu übernehmen!“ Mit diesen Worten dankte Gustav Adolf Schmitt (Nierstein) als Vorsitzender des Verbandes rheinhessischer Weinhändler seinem Freund und machte ihm einen kunstvoll gefertigten Tisch zum Geschenk, der das Schmuckblatt Rheinhessens trägt.

Eine lange Reihe von Gratulanten schloss sich an. Die Glückwünsche des rheinhessischen Bauernverbandes überbrachte Geschäftsführer Hugo Müller, die des Genossenschaftsverbandes Präsident Weyrauch und die des rheinhessischen Elektrizitätsverbandes Dr. Eckert, während Baurat Schöberl an die stets ersprießliche Zusammenarbeit mit Emil Schätzel im EWR erinnerte. Direktor Metz sprach für die Hauptwirtschaftskammer Rheinland-Pfalz, Dr. Charisse für die Industrie- und Handelskammer Rheinhessen, der 2. Vorsitzende Milewski für die Vereinigung ehemaliger Oppenheimer Weinbauschüler, und Dr. Müller überbrachte die Geburtstagsgrüße des Wormser Landwirtschaftlichen Kränzchen, dessen Vorsitzender Schätzel ist.

Gute Wünsche seiner Heimatgemeinde

Die Gratulanten von Emil Schätzels Heimatgemeinde Guntersblum wurden von Bürgermeister Burckhardt angeführt. Direktor Hermann Strub überbrachte die Grüße der Bezugs- und Absatzgenossenschaft, deren Aufsichtsrat der Jubilar seit vielen Jahren angehört. Für den Bauernverein Guntersblum, deren Präsident Schätzel ist, sprach Helmut Frey und Johann Karl Schwarz gratulierte dem Jubilar als dem Direktor der Spar- und Darlehnskasse.

Als letzter sprach Landrat Ruffer, der später noch mit den Landräten Schick (Worms) und Andres (Alzey) eingetroffen war. Er nannte den Jubilar einen stets liebevollen und hilfsbereiten Berater und fügte scherzend hinzu, Emil Schätzel gehöre anscheinend zu einem anderen Menschentyp, der erst mit sechzig Jahren zu leben beginnt.

Der Dank des Jubilars

Weit griff Emil Schätzel in die Erinnerung zurück, als er sich nach den zahlreichen Ehrungen zu einer Dankesansprache gesammelt hatte. Mit jedem der Gratulanten verbindet ihn ein gemeinsam ausgefochtener Kampf um die gute Sache, und für jeden hatte er ein herzliches Wort des Dankes, wobei er aus dem tiefen Born seiner überreichen Lebenserfahrung schöpfen konnte. Nur einen Wunsch habe er noch für sein eigenes Leben – und damit schloss Oekonomierat Schätzel seine Ansprache: „Ich möchte noch erleben, dass wir ein einiges Deutschland haben!“

Es ist eine schöne Sitte, dass sich auch die Heimatzeitung bei solch bedeutenden Lebensabschnitten den Gratulanten anschließt. In diesem Falle geschieht es mit ganz besonderer Herzlichkeit und Verehrung, denn die Rhein Hessische Landeszeitung darf sich zu Gute halten, dass Emil Schätzel – wie er einmal selbst bestätigte – den Tag mit ihrer Lektüre beginnt. Einem solchen vielseitigen und schaffensfreudigen Menschen einen gesegneten Lebensabend zu wünschen, ist fast vermessen, denn in diesem reichen Leben bleibt es immer Tag. –

Oekonomierat Schätzel wird für den Weinbau, die Landwirtschaft und die Energieversorgung Rhein Hessens stets ein Begriff bleiben. Und wie er die Fülle all dieser Aufgaben bewältigen kann, verriet er selbst in seiner Dankesrede mit folgendem Zitat:

„Der nennt die Arbeit Glück,
der um der Arbeit willen
den Lohn der Arbeit ganz vergaß.“

So glaube ich nach den verschiedenen Ehrungen der letzten Jahre und insbesondere mit der erhebenden Feier meines 75. Geburtstages so etwa den Schlussakkord erlebt zu haben.

Noch stand ich in den verschiedensten Funktionen des öffentlichen Lebens, jederzeit bereit, sie einer jüngeren Kraft zu überlassen, aber auch wieder – dem Wunsch und

dem Drängen meiner Freunde nachgebend – am weiteren Schaffen und Wirken zu bleiben.

Ich hing nach wie vor mit Lust und Liebe an dieser Arbeit und fühlte noch die nötige Spannkraft und geistige Befähigung in mir. Was gerade die geistige Regsamkeit anbelangt, so klingt es vielleicht vermessen, wenn ich sage, dass ich das bestimmte Gefühl habe, dass es damit in den letzten 10 Jahren noch aufwärts ging. Was habe ich in dieser Zeit – zum großen Teil in nächtlichen Stunden – für Schriften und Bücher gelesen, und es blieb dabei immer noch etwas hängen.

Bei Reden aus dem Stegreif bei allen möglichen Gelegenheiten kam mir ein Wortreichtum geradezu entgegen. Das hat mich oft selbst in Erstaunen versetzt, mir aber auch den Mut und den Glauben zum Gelingen in die Seele gepflanzt. Mir stand aber auch im hohen Alter immer wieder aus dem Erleben vergangener Zeiten die Tatsache vor Augen, dass es häufig verdiente Männer vergessen, auf dem Höhepunkt des Lebens abzutreten. Sie meinen, weiter auf der Höhe wandern zu dürfen und merken nicht, dass sie sich schon auf der abschüssigen Ebene nach unten bewegen.

Gute Absichten können aber auch auf Widerstand stoßen. Als ich beispielsweise in Heilbronn bei einem Ausschuss auf Grund meines Alters eine Wiederwahl ablehnte, sagte der Vorsitzende: „Es ist nur eine Stimme hier im Saale, die Herrn Schätzel für zu alt hält, und das ist seine eigene. Wir anderen sind einmütig der Meinung, dass er noch ganz auf der Höhe des Lebens steht, und dass beim Menschen die Zahl der Jahre sich sehr unterschiedlich auf sein Alter auswirken kann.“ So wurde ich einstimmig wiedergewählt. Da ich in diesem Zusammenhang Heilbronn erwähnte, darf ich noch von einer ganz besonderen Ehrung sprechen, die mir anlässlich des Deutschen Weinbaukongresses zuteil geworden ist.

In einer würdig umrahmten Feierstunde wurde ich zum Ehrenmitglied des Deutschen Weinbauverbandes ernannt. Der Präsident Graf Matuschka-Greiffenclau überreichte mir unter entsprechender Würdigung meiner Verdienste die Ehrenurkunde des Verbandes. Ein besonderes Erlebnis dabei war mir der Glückwunsch des Bundespräsidenten Heuß mit einem herzlichen Händedruck.

Das Leben ging weiter, und wieder zog man mich vor das Forum der Öffentlichkeit. Man plane ein Werbebuch für den Rheinhessischen Wein mit dem Titel: Lebensfreude aus Rheinhessen – Das Buch vom Rheinhessenwein. Als Ehrenpräsident des

Rhein Hessischen Weinbauverbandes sollte ich einen Beitrag liefern, der dann auch unter der Überschrift „Ein Leben für Reben und Wein“ in diesem Buch einen würdigen Platz gefunden hat. Mein Bild wurde im Titelblatt neben denen von Kommerzienrat Sittmann, dem Gründer des Hessischen Weinbauverbandes, und Franz Hermann Schmitt, dem jetzigen Vorsitzenden, aufgenommen. Diese erneute Ehrung und der Dank für Leistung in der Vergangenheit haben mir wiederum eine große Freude bereitet. Von verschiedenen Seiten habe ich ebenso herzliche und aufrichtige Mitteilungen erhalten, die mit anerkennenden Worten auf meinen vorerwähnten Beitrag in dem Buch zu sprechen kamen. Ohne Überheblichkeit kann ich sagen, dass mir mit diesem vortrefflichen Buche, das in seinem Inhalt und seiner ganzen Aufmachung alle bisherigen Werbebücher übertroffen hat, ein bleibendes Denkmal gesetzt worden ist. Möge es nachfolgenden Generationen ein Ansporn sein, für eine gute Sache, für den Berufsstand und seine Heimat ihr Bestes jederzeit einzusetzen.

18. Dezember 1955

Gestern habe ich zum letzten Male in meinem Leben in der Landwirtschaftskammer den Bericht über das Rechnungsjahr 1954 erstattet und den Haushaltsplan für das Jahr 1956 mit den erforderlichen Erläuterungen in der Hauptversammlung vorgetragen.

Als Vorsitzender des Finanz-, Haushalts- und Verwaltungsausschusses war ich dazu berufen, und ich habe dabei halb bewusst, halb unbewusst das Empfinden, als ob ein besonderer seelischer Schwung mich dabei begleitet hätte. Das nachfolgende gemeinsame Mittagessen in kameradschaftlichem Kreise ließ mit dem mir nun einmal eigenen Frohsinn und Humor gar keine Zeit, etwa rückblickend Abschiedsgedanken aufkommen zu lassen, und in denkbar froher freundschaftlicher Stimmung gingen wir mit warmen Händedruck und den besten Wünschen für die nahen Feiertage und das neue Jahr auseinander.

Eine kurze Wanderung durch Alzey, die nette Unterhaltung im Café, wie auch die Heimfahrt mit Mariechen und Fritz Raether über Dorn-Dürkheim und nicht zuletzt ein froher Abend zu Hause mit diesen unseren lieben Freunden, bei dem ausnahmsweise Sekt nicht fehlen durfte, ließ keine Zeit für Betrachtungen im Blick auf die mir lieb gewordene und mit viel innerer Hingabe geleistete Arbeit in der

Landwirtschaftskammer. Erst heute früh, als ich auf meinem Terminkalender das Blatt der Woche vom 11. bis 17. Dezember abriss und noch einmal auf diese ereignisvolle Woche blickte, bei der fast jeder Tag die Notiz für eine Tagung aufwies, erinnerte ich mich zurück mit innerer Dankbarkeit an die glänzend verlaufene Versammlung des Rhein Hessischen Elektrizitätsverbandes in Wörrstadt, die mich wiederum mit besonderem rhetorischen Schwung an der Spitze sah, blieb aber mit einer gewissen Erschütterung mit dem Blick an dem 17. Dezember haften, dem großen Abschiedstag von der Landwirtschaftskammer. Erst jetzt, in diesem Augenblick, wurde es mir in vollem Ausmaß bewusst, mit welcher Liebe und Verbundenheit ich an der Arbeit in der rheinhessischen Kammer gegangen habe, und der Abschiedsschmerz packte mich so, als ob ein guter Freund für immer von mir gegangen sei.

Dabei bin ich durchaus damit zufrieden, dass ich diesen Schlusstrich unter einen Lebensabschnitt gezogen habe, und es geht jetzt nur noch darum, seelisch ganz damit fertig zu werden.

Ich denke dabei an die Zeit, als mich das „Dritte Reich“ aus so vielen Funktionen des öffentlichen Lebens ausbootete. Damals musste ich mit ähnlichen Empfindungen fertig werden. Allerdings wurde dies wesentlich erleichtert durch die innerlich ablehnende Einstellung zu der Gesamtatmosphäre des damaligen Zeitgeschehens. Inzwischen hat sich eine lange Zeitspanne dazwischen gelegt, fast alle Bindungen zu lieben Menschen der damaligen Epoche sind durch den Tod abgeschnitten worden.

Ganz anders liegt die jetzige Trennung vor mir, die weniger als Abschied von lieben Freunden und Mitarbeitern empfunden wird, als vielmehr von einer mir liebgewordenen Tätigkeit, die von so viel Erfolg und Anerkennung begleitet war. Es ist bald so, als ob mir wiederum ein Stück meines Lebens hinabgesunken sei, gleichsam mit der Mahnung, dass nun der späte Abend desselben immer mehr auf mich zukomme.

Ich komme auch mit meiner unversiegbaren heiteren Lebensart darüber hinweg; es hat mich aber gedrängt, in diesen Zeilen, die so häufig Stimmungsbilder aus meinem Leben aufgezeigt haben, Kenntnis davon zu geben, was man fühlt, wenn man mit einer Lebensaufgabe eng verwachsen ist und die Stärke der Verbundenheit erst dann in vollem Ausmaß empfindet, wenn sie durchschnitten wird. Es war mein Wille, und ich bin dankbar dafür, dass mir diese Erleuchtung im rechten Augenblick den Fingerzeig gegeben hat.

Bei dieser Betrachtung und dem Rückblick auf meine Tätigkeit in der Landwirtschaftskammer kommt mir eine schöne Erinnerung ins Gedächtnis:

Ich kann wirklich nicht in Zahlen angeben, wie viel ich im Leben vor großen Tagungen und Versammlungen gesprochen habe. Aber dies weiß und empfinde ich noch heute deutlich, dass ich immer einen schönen Kontakt mit meinen Zuhörern erlebt habe. Darin liegt das große Geheimnis des Erfolges für den Redner, dass er diesen Kontakt herstellen vermag und dass er in leuchtende Augen und in mit Spannung geladene Gesichter blickt, die geradezu herausfordern, noch tiefer zu schürfen und noch mehr zu geben, als er an sich vorhatte. Ein solches Empfinden hat mich damals auch sozusagen emporgehoben, als ich bei der ersten Meisterbriefüberreichung in der Kammer im Jahre 1954 die sogenannte Festrede hielt. Ich war selbst von ihr so begeistert, dass ich sie immer wieder gelesen habe. Ich lasse sie im Wortlaut folgen.

„Die heutige Feierstunde, in der wir auch im Bereich der Landwirtschaftskammer Rheinhessen den Begriff des Meisters und der Meisterin auf den Schild erhoben haben, lenkt unseren Blick unwillkürlich in jene Zeiten zurück, wo die handwerklichen Zünfte im deutschen Vaterlande eine bedeutende Rolle gespielt haben. Sie waren damals mit die Heimstätten der Kunst und des kulturellen Lebens. Richard Wagner hat in seinen „Meistersingern“ jene romantische Zeit verherrlicht und ihr für immer ein Denkmal gesetzt.

Die Begriffe Meister, Gesell und Lehrjunge haben sich auch durch die nachfolgenden Jahrhunderte und bis in unsere Zeit hin erhalten und jetzt auch neben den handwerklichen Berufen in der Industrie Eingang gefunden.

Gerade bei der letzteren sind die Dinge sehr stark auf höhere Leistung und bessere Qualität des erzeugten Fabrikates abgestellt.

Die Landwirtschaft konnte in Deutschland, wie auch im übrigen Europa, jahrhundertlang ein anspruchsloses und beschauliches Dasein führen, das nur durch Kriege und Anforderungen von Feudalherren gestört wurde.

Mit der Zunahme der Bevölkerung, die sich in 40 Jahren verdoppelte, und der nach 1870/71 beginnenden Industrialisierung sah sich die Landwirtschaft ziemlich schnell vor ganz neue und große Aufgaben gestellt.

Es galt, die Leistungen gewaltig zu steigern und immer mehr aus dem in seiner Fläche nahezu unabänderlich gegebenen Boden herauszuholen. Unter dem Begriff der Intensivierung kann man fast alle Maßnahmen dieser Art zusammenfassen, und ich kann es mir wohl ersparen, auf diese Dinge im Einzelnen einzugehen. Landwirtschaftsschulen und Hochschulen, Landwirtschaftskammern, Genossenschaften setzten sich ein, um bei den Bauern Lücken zu schließen, die sich in wissenschaftlicher, technischer und handwerklicher Beziehung eingestellt hatten.

Verhältnismäßig spät ist man dazu gekommen, von einem geregelten Lehrlingswesen zu sprechen, die jungen Leute aus dem elterlichen Betriebe herauszunehmen und sie im Fremdbetrieb an neue Erkenntnisse heranzuführen.

Die Landwirtschaftsmeister-und Meisterinnen füllen jetzt die letzte Lücke aus, die noch offen stand.

Damit soll keineswegs gesagt sein, dass es in der Landwirtschaft nicht schon zu allen Zeiten Meister ihres Faches gegeben hätte. Es hat sich in der Gegenwart hauptsächlich darum gedreht, die Ausbildung des jungen bäuerlichen Menschen in einer zielbewussten Art auszurichten.

Es darf auch hier betont werden, dass mit der Würde des Meisters nicht ohne weiteres der Begriff Lehrmeister verbunden ist. Die Älteren haben diesen Beweis wohl in vielen Fällen erbracht; den Jungen wird die Gelegenheit dazu in den nächsten Jahren gegeben sein.

Über die Aufgaben wirtschaftlicher Art habe ich eingangs schon gesprochen; sie sollen heute etwas abseits meines eigentlichen Themas bleiben. Ich weiß aus langjähriger Erfahrung, dass die moralisch-sittliche Seite im Leben des Menschen eine weit größere Rolle spielt, als allgemein angenommen wird. Sollte es bei der landwirtschaftlichen Betätigung anders sein?

In unseren Tagen, in denen die Welt aufhorcht über wirtschaftliche und technische Fortschritte, mit denen man sich in der Phantasie schon zu den benachbarten Planeten fahren sieht; wo man von der technischen Anwendung der Atomkraft wahre Wunder erwartet, sprechen große Geister und Forscher von einer Kulturkrise in Europa. Das wollen viele nicht begreifen, weil sie Fortschritt und Kultur verwechseln und ihre beiderseitigen Tiefen nicht erkannt haben.

Fortschritt ist nun einmal nicht vom Kampf um das Dasein, vom Ringen um materielle Güter und vom Egoismus zu trennen. Er lässt Ellenbogenfreiheit zu und schiebt seine Mitmenschen skrupellos zur Seite.

Kultur ist frei von jedem Egoismus; sie will dem Mitmenschen etwas bringen, ihn emporheben zu hellerem Licht, auf ein höheres Niveau des Fühlens und Denkens, zu immer größerer sittlicher Vollkommenheit.

Der Fortschritt kann kein Volk, das sich von Sitte und Moral abwendet, vor dem Untergang bewahren. Die Geschichte hat eine ganze Reihe von Beweisen dafür erbracht. Ich erinnere an Griechenland und Rom. Zurzeit lese ich das Buch eines französischen Schriftstellers mit dem Titel: „Enthülltes Paris“. Es hat das keineswegs etwas mit dem zu tun, was man bei dem Wort „enthüllt“ sich vielleicht vorstellen könnte, sondern ist ein Menetekel eines patriotischen Franzosen, der es gewagt hat, Paris und Frankreich in seiner wahren Gestalt zu zeigen, mit einem deutlichen Hinweis auf seine Zerfallserscheinungen in Sitte und Moral.

Was im Großen geschieht, vollzieht sich in derselben Weise auch in kleinem Rahmen. Vor etwa 40-50 Jahren sah ich in meiner nächsten Umgebung etwa fünf größere Bauernhöfe zusammenbrechen. In jedem Fall waren Zerfallserscheinungen in den Familien, wo Sitte und Moral keine Heimstätte mehr hatten, die unverkennbare Ursache. Ein Bauernbetrieb überwindet in jedem Fall einmal eine Niete als Betriebsführer; meist merkt der Nachfolger, wo es gefehlt hat, und reißt die Sache wieder hoch. Wo aber die Familie den sittlichen Halt verliert, wo eine Sünde die andere ablöst, ist der Untergang unaufhaltsam.

Ich bin in vielen Familien in Rheinhessen herumgekommen; ich erlebe jetzt in mehreren schon die fünfte Generation. Wenn ich mir die Männer nebeneinander stellen könnte, wäre es durchweg eine gerade Mauer von Haltung und Würde. Ihre innere Festigung hat aber auch zweifellos dazu geführt, dass sie die rechten Frauen gefunden haben. Andere Familien sind an einem Versager schon in 2. oder 3. Generation gescheitert.

Das harmonische Zusammenleben hier im engeren Kreise wie im Raume des gesamten Volkes setzt, um dem sinnvollen Gelingen nach jeder Richtung hin eine Möglichkeit zu bieten, gewisse menschliche Eigenschaften voraus.

Es geht doch letzten Endes darum, aus dem Geschehen des Lebens, aus Wirken und Schaffen, ein Glücksempfinden herauszuholen. Man nennt das auch die Kunst des Lebens; darin liegt eine beachtliche Vorbedingung zum Gelingen: Wer schaffen will, muss fröhlich sein!

Wo die Seele dabei ist, wo Verantwortungsbewusstsein als treibende Kraft unser Beginnen unterstützt, gesellen sich Güte und Haltung stets dazu. Güte ist Leiderfahrung an den Unzulänglichkeiten der Menschen; sie ist verwandt mit dem Mitleid, aber sehr verschieden in der Auswirkung. Sie hebt den Menschen, dem sie entgegengebracht wird empor und gibt ihm neuen Lebensmut; Mitleid kann mitunter unangenehm empfunden werden und lässt Minderwertigkeitsgefühle aufkommen. Unter Haltung verstehe ich die sittliche Einstellung zu den Problemen des Lebens, stets begleitet von dem festen Willen, sich vom erwählten geraden Weg nicht abbringen lassen. Sie erfordert wesentliche Opfer an Hingabe und Entbehrung; sie ist aber auch mit die beste Waffe im Umgang mit Menschen, weil sie ebenso wie die Güte nicht verfälscht werden kann. Zu Opfern und Entsaugungen sind derartige Widersacher nie bereit.

So gleitet an Güte und Haltung gar vieles ab, was an Widerwärtigkeiten des Lebens ankommt; sie stehen mit sieghaft beglückendem Empfinden als ruhender Pol in den Wechselfällen des Lebens. Das gilt sowohl für die führenden Männer der Wirtschaft, wie für große Staatsmänner und passt sehr gut auch auf den Bauernhof und ganz besonders für Meister und Meisterin. Es liegt ein tiefer Sinn darin, wenn gesagt wird: Er ist die Seele seines Betriebes, und sie ist die gute Fee des Hauses.

Wo Güte und Haltung in einer Familie zu Hause sind, kann die Liebe nicht fehlen. Sie ist im Irrtum tausendmal besser als im Hass die Wahrheit.

Wohl dem erwachsenen Menschen, der mit dankbarer Sehnsucht zurückdenkt an glückliche Jahre der Kindheit, an die Geborgenheit und das Behütetsein im Elternhaus. Diese Zeit und die Erinnerung daran begleiten ihn wie wärmende Strahlen auf seinem ganzen Lebensweg; sie richtet ihm aus bei der Gründung einer eigenen Familie und segnet von neuem.

Die Lehrstelle soll die Fortsetzung sein der Erziehung im Elternhaus; sie kann es nur sein, wenn Meister und Meisterin die Qualitäten besitzen, die ich bewusst so eindeutig herausgestellt habe.

Wenn der Lehrling im Elternhaus die Harmonie von Zucht und Ordnung im Einklang mit Güte und Liebe erfahren hat, muss es für ihn eine furchtbare Enttäuschung sein, dies alles in der Lehrstelle entbehren zu müssen. In dieser Betrachtung hebt sich der hohe Beruf des Lehrherrn und der Lehrfrau ganz besonders heraus und mit ihm die große Verantwortung gegenüber einer in der Entwicklung begriffenen Seele eines jungen Menschen.

Liegen die Dinge umgekehrt so, dass der junge Mann oder das Mädchen im Elternhaus so ungefähr das Gegenteil von dem erlebt haben; dass Streit und Zank, und was immer dabei sein mag, Differenzen mit dem Personal, an der Tagesordnung waren, dann ist meistens die Berufsfreudigkeit des jungen Menschen stark herabgemindert; dann steht der Lehrbetrieb vor der schwierigen sittlichen Aufgabe, dieses zu fördern und durch Vorbild und das gesamte Niveau des Hauses Lust und Liebe zur heimatlichen Scholle zu festigen.

Meine Damen und Herren! Weil ich von der Plattform eines alten Bauern, der in mehr als 60 Jahren in vielen Familien hineingesehen und selbst ja auch manches erlebt hat, mir vorgenommen habe, heute einmal überall hineinzuleuchten, muss ich auch einiges über eheliche Disharmonie sagen, an die man so leicht nicht heranzugehen wagt.

Es gibt Frauen, die niemals von ihrer Mutter haben Abschied nehmen können. Es gibt aber auch Männer, die es tatsächlich nicht verstanden haben, auch ihre sehr geliebte Gattin wirklich heimzuführen. Die Tochter ordnet sich nach wie vor – nach alter Gewohnheit – ihrer lebenserfahrenen und strengen Mutter unter. Die Großmutter, die nicht immer, wie in vielen Romanen, die gütige alte Frau ist, nimmt so unter Hand auch die Erziehung der Kinder in die Hand. Die Ehefrau, auf deren Entlastung der Mann einen besonderen Wert legt, sieht unbefangen zu. Es denkt niemand an den Zwiespalt, der sich in der Kindesseele regt und die Erziehungsaufgabe wesentlich erschwert und schließlich auch eine Entfremdung zu den Eltern herbeiführen kann. Kommt zu einem solchen Familienleben ein missgelaunter Vater, der immer zwei Frauen gegen sich hat und seinen ganzen Hass der Schwiegermutter zuwendet, dann ist das Unglück geschehen. Schuld daran sind alle drei!

Derartige Dinge sollten rechtzeitig, verzeihen Sie den Ausdruck, ausgehandelt werden.

Spielen sich solche Familiendramen vor den Augen und Ohren des Lehrlings ab – auch Wände haben Ohren – dann hat die erzieherische und vorbildliche Aufgabe des Lehrbetriebes eine empfindliche Einbuße erlitten.

Da Männer geeignet sind zusammenzuhalten, könnte ich mir gut vorstellen, dass ein junger Mann zeitlebens ein Vorurteil gegen Schwiegermütter mit hinaus ins Leben nimmt.

Es gibt aber auch Perlen unter Schwiegermüttern, was ich ausdrücklich hier feststellen möchte.

Eheliche Diskussionen werden nie ganz zu vermeiden sein und sind eine durchaus harmlose Angelegenheit, wenn keiner der Partner den Halt verliert. Dafür wird vielleicht in naher Zukunft ein Tonband bereitstehen, das unbemerkt eingeschaltet werden kann. Die Wiedergabe wird dann an einem gemütlichen Abend eine nette Abwechslung bringen.

In jedem Lehrbetrieb sollte man auch eine soziale Brücke errichten mit der Umwelt, im engeren und weiteren Sinne. Im Interesse des Volks ganzen kann das nicht mehr entbehrt werden; sie verringert gewisse Spannungen und fördert den sozialen Frieden.

Meine lieben Meisterinnen und Meister!

Ich habe eine ganze Reihe von Erziehungsproblemen vor Ihnen abrollen lassen, deren Bewältigung mit zu den schwersten und höchsten Aufgaben Ihres hohen Berufes gehören. Sie sind von den familiären Vorgängen des Hauses nicht zu trennen und werden ausschlaggebend von ihnen beeinflusst.

Ein bedeutender Philosoph nennt „Erziehen Kurieren und Regieren“ die drei unmöglichen Berufe, welche nicht wie andere Berufe eine Technik voraussetzen, die von jedermann erlernt werden kann. Sie müssen auf das tiefste Sein des Menschen eingehen, und das ist sehr schwer. Da könnte man gut noch die Worte von Goethe's „Faust“ hinzusetzen: Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen.

Zum Schluss bitte ich es mir nicht übel zu nehmen, wenn ich bewusst von der Plattform des alten erfahrenen Mannes aus etwas in manchen Winkel der häuslichen Gemeinschaft hineingeleuchtet habe.

Da nun einmal die Frau der Mittelpunkt derselben sein soll, und da von ihrem guten Einfluss das Gelingen vielseitigerer Arbeit abhängt, seien meine letzten Worte an die Frauen gerichtet.

Schon weht etwas vom Hauch des Weihnachtsfestes zu uns herüber. Liebe und Güte sind die leuchtenden Sterne, mit denen ich Ihre Lebensbahn schmücken möchte. Lassen Sie es in Ihrer großen Güte auch nicht an verzeihender Liebe fehlen, ehe Sie alles einstürzen lassen.

Die Größe soll gütig, die Güte und die Liebe sollen groß sein!

In den späten Jahren meines Lebens, jetzt mit 77 Jahren, ist mir ein gesundheitlicher Zustand geblieben, für den ich der Vorsehung außerordentlich dankbar bin. Er gibt immer wieder Freunden und Bekannten Veranlassung danach zu fragen, was ich dazu getan habe, um mir diese körperliche und geistige Frische so lange zu erhalten. Es ist naturgemäß sehr schwer, eine solche Frage erschöpfend zu beantworten, weil man selbst ja nie ganz hinter die Geheimnisse der Natur blicken kann, auch soweit der eigene Körper dabei in Betracht kommt.

In erster Linie wird eine erhebliche Veranlagung der Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung gewesen sein. Ich vertrat dabei immer den Standpunkt, dass man eine solche Anlage pfleglich behandeln muss, um alt zu werden, dass man aber auch darauf herumtrampeln kann, um früh zu sterben.

Das ist aber nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus dem Bereich der hier in Frage kommenden Faktoren, von denen man behaupten kann, dass man sie selbst in der Hand hat. Tausend andere Dinge spielen in das Geschehen des Lebens hinein, wie Einwirkung der beruflichen Tätigkeit, Infektionskrankheiten und, wer weiß, was noch alles. Da komme ich ganz von selbst immer wieder zur Wiederholung dessen, was ich schon so oft in diesem Bericht hervorgehoben habe. Es gibt und muss über uns Gewalten geben, nennen wir sie Gott, Vorsehung oder Schicksal, die uns den Lebensweg vorschreiben, lenken und überwachen. Damit müssen wir uns halt abfinden, und das Glück des Lebens hängt davon ab, wie wir damit fertig werden. Das schließt aber keineswegs aus, dass wir auf unsere Gesundheit achtgeben und Schädigungen von ihr fernzuhalten versuchen. Im Hohen Alter habe ich sehr darauf geachtet und mich vor allem vor Erkältungskrankheiten zu bewahren versucht; ebenso wichtig ist es, im Alter die Ernährung in vernünftigen Bahnen zu halten, Fettansatz

möglichst zu verhindern und Schädigungen durch Alkoholgenuss im Übermaß zu vermeiden. Ich trinke noch zu jeder Mahlzeit ein Glas Wein, und wenn es am Abend einmal eine Flasche wird, schadet es auch nichts. Bei mir bleibt der Wein die Milch des Alters, sie hat mich bis hierher „erhalten“.

Nach meinem 70. Lebensjahr habe ich mich jede Woche einmal gewogen und eine Gewichtszunahme mit entsprechenden Ernährungsmaßnahmen zu paralisieren versucht. Weiter habe ich versucht, einen körperlichen Ausgleich für meine vielseitige Arbeit zu finden, und ich hatte neben dieser gewollten Bestrebung auch eine stete Freude am Arbeiten im Garten, an größeren Spaziergängen, was beides mit einer starken Verbundenheit mit der Natur in Einklang steht. Wer es im hohen Alter versäumt, bei einer regelmäßigen körperlichen Betätigung zu bleiben, wird bald feststellen, dass ein längeres Versäumnis nicht mehr aufgeholt werden kann, weil es der Körper dann einfach nicht mehr hinbringt.

Als ich im Jahre 1946 zu einer Vernehmung zu den Franzosen nach Mainz befohlen war und es nach deren Beendigung – so um 10 Uhr vormittags – in Mainz weder ein Restaurant noch ein Café gab, wo ich Unterschlupf hätte finden können (der nächste Zug ging erst gegen 17 Uhr ab), fasste ich ohne Zögern den Entschluss, nach Guntersblum zu laufen.

Ich kam bis Nierstein, wo man mich aufhielt, sodass ich gegen Abend mit dem Zug heimwärts fuhr. Im Januar 47 wollte ich meiner Tochter in jener Notzeit etwa 20 Pfund der Hausschlachtung im Rucksack nach Udenheim bringen, und ich fuhr ahnungslos morgens um halb sieben hier ab, um in Bodenheim den Anschlusszug nach Udenheim zu nehmen. Dort erfuhr ich in winterlicher Dunkelheit, dass wegen Kohlemangels die Nebenbahnzüge größtenteils ausgefallen seien, und dass „mein Zug“ erst am Nachmittag 4 Uhr 45 voraussichtlich gehen werde. Da machte ich mich, ermuntert durch die Begleitung einiger Hamsterer aus Ludwigshafen, auf den Weg und landete gegen 11 Uhr in Selzen bei meiner Verwandtschaft, von wo dann die letzte Etappe mit dem Auto bewerkstelligt wurde. Bei Schnee, 7 Grad Kälte und herrlichem Sonnenschein war es eine meiner schönsten Wanderungen, an die ich immer wieder gern zurückdenke.

Nach diesem Blick auf meine gesundheitlichen Verhältnisse, möchte ich dem Leser dieser Zeilen noch gewisse Eindrücke aus meinem Leben vermitteln, insbesondere aus meinem Wirken in der Öffentlichkeit. Die Frage, was wohl die Voraussetzungen

sein mögen, um im öffentlichen Leben zum Erfolg zu kommen, ist nicht so leicht zu beantworten. Es treten dabei sogar viele Zufälligkeiten auf, mit denen man im Voraus nicht rechnen kann, und die in einem Falle förderlich und im anderen vernichtend sein können. Ein (mit diplomatischer Geschicklichkeit) rascher Zugriff kann zu schönstem Erfolge führen, während eine zögernde Unentschlossenheit alles unter den Tisch fallen lässt. Das hängt keineswegs nur vom Wissen und Verstand ab; man könnte auch von einer glücklichen und zufälligen Eingabe sprechen. (Von einer höheren Ebene richtig betrachtet und abseits dieser Dinge) sind Klugheit und Verstand mit wendiger Entschlusskraft die ausschlaggebenden Faktoren zum Erfolg. Man ist gewohnt, in solchen Dingen auch von einer „glücklichen Hand“ zu sprechen. Fehlen bei bestem Verstand reichhaltiges Wissen und ein gutes Gedächtnis, was alles wieder von Fleiß, Willen und guter Gelegenheit abhängig ist, dann kommt es nie zu großen Erfolgen.

Umstritten sind auch die Begriffe „Streber“ und „Phlegmatiker“, wobei der letztere im Allgemeinen dazu neigt, dem ersteren etwas Übles anzuhängen. Das trifft zu, wenn der sogenannte Streber mit Heimtücke die Ellenbogen gebraucht und rücksichtslos seine Mitmenschen beiseiteschiebt. Die andere Form zeigt den fleißigen Menschen, der alles daran setzt, sein Können und Wissen zu bereichern, um sein weit gestecktes Ziel zu erreichen. Das kann alles im Rahmen höchsten Anstandes geschehen und von Achtung und Anerkennung der Mitmenschen begleitet sein. Wenn bei solchem Streben noch entsprechende Haltung und ein den Mitmenschen gegenüber ehrliches Wohlwollen zu Tage tritt, gesellen sich oft zu der Achtung noch Dank und Bewunderung.

Da las ich einmal bei Nietzsche:

Unter die kleinen, aber zahllos häufigen und deshalb sehr wirkungsvollen Dingen, auf welche die Wissenschaft mehr acht zu geben hat als auf die großen seltenen Dinge, ist auch das Wohlwollen zu rechnen; ich meine jene Äußerung freundlicher Gesinnung im Verkehr, jenes Lächeln des Auges, jene Handdrücke, jenes Behagen, von welchem für gewöhnlich fast an alles menschliche Behagen umspinnen ist. Jeder Lehrer, jeder Beamte bringt diese Zutat zu dem, was für ihn Pflicht ist, dazu; es ist die fortwährende Bestätigung der Menschlichkeit, gleichsam die Wellen ihres Lichtes, in denen alles wächst; namentlich im engsten Kreise, innerhalb der Familie, grünt und blüht das Lebens nur durch jene Wohlwollen. Die Gutmütigkeit, die Freundlichkeit, die Höflichkeit des Herzens sind immer quellende Ausflüsse des unegoistischen Triebes und haben

viel mächtiger an der Kultur gebaut als jene vielberühmten Äußerungen desselben, die man Mitleiden, Barmherzigkeit und Aufopferung nennt. Aber man pflegt sie gering zu schätzen, und in der Tat: es ist nicht gerade viel Unegoistisches daran. Die Summe dieser geringen Dosen ist trotzdem gewaltig, ihre gesamte Kraft gehört zu den stärksten Kräften.

Ebenso findet man viel mehr Glück in der Welt, als trübe Augen sehen; wenn man nämlich richtig rechnet und nur alle jene Momente des Behagens, an welchem jeder Tag in jedem, auch dem bedrängtesten Menschenleben reich ist, nicht vergisst.

Das Wohlwollen und die Haltung im Leben sind wesensbedingt. Sie basieren auf einer charakterlichen und gepflegten Anlage, die kaum oder auch gar nicht erworben oder erlernt werden kann. Wenn die beiden Tugenden vorgetäuscht werden, begegnen sie bei klugen Menschen dem, was die Worte treffend zum Ausdruck bringen: Man merkt die Absicht und wird verstimmt.

Freundlichen Menschen schenkt die Natur schon bei der Geburt den Schlüssel zu anderen Herzen.

Die erwähnten Eigenschaften führen zu einem gewissen Vertrauen bei den Mitmenschen, und das stärkt wieder das Selbstvertrauen. Zum Erfolg im öffentlichen Leben gehört unbedingt auch die Kunst der freien Rede.

Die Fähigkeit frei zu reden und den Faden nicht zu verlieren, ist meines Erachtens eine mit dem Nervensystem zusammenhängende Angelegenheit.

In dem ganzen Zusammenhang wird immer wieder der Begriff „Wortschatz“ erwähnt, in der Annahme, dass ihn nur derjenige hat, der über ein großes Wissen verfügt. Wer flott und fließend einen tadellosen Brief zu schreiben versteht, kann das auch nur mit einem ausreichenden Wortschatz, ist aber in vielen Fällen kein guter Redner.

Ich habe wiederholt erlebt, dass gut begabte Menschen vor einem großen Publikum Lampenfieber bekommen und stecken bleiben, weil ihnen der Wortschatz davon gelaufen ist; die Aufregung geht dann mitunter so weit, dass der Redner das herausgezogene Konzept einfach nicht mehr lesen kann und erschüttert abtreten muss. Große und inhaltsschwere Reden sollten abgelesen oder zumindest frei an Hand einer genauen Disposition über die Bühne gehen. Es kann übrigens auch

schlecht vorgelesen werden, besonders wenn der Redner zu sehr an seinem Konzept klebt.

Ein nettes Erlebnis aus meinen jugendlichen Flegeljahren möchte ich hier erzählen. Im Kriegerverein der Veteranen von 70/71 wurde im Jahre 1897 das 25jährige Vereinsjubiläum gefeiert. Die Festrede hatte der zweite Vorsitzende, ein recht gewandter und kluger jüdischer Kaufmann, übernommen. Er fing pathetisch und flott an, sprach etwa 5 Minuten und blieb stecken. Bei gedämpfter Heiterkeit holte er das Manuskript hervor, dessen Buchstaben anscheinend Rundtänze aufführten, sodass auch das Lesen versagte. Er trat ab und ging sehr bald todunglücklich nach Hause. Da ich und zwei gleichaltrige Kameraden wussten, dass sein Schlafzimmer ebener Erde und nach der Straße zu lag, erwarteten wir eine nette Unterhaltung mit seiner reizenden Gattin. Wir gingen ihm nach und erlauschten Folgendes; Sie sagte: Sigmund, Du kommst ja schon nach Hause, bist stecke gebliebe? Ich hatte Dich doch mehr wie zehnmahl abgehört, und Du hast sie tadellos gekonnt.“ Wir hörten das Beirücken eines Stuhles auf den er sich stellte und dann seine Rede schwungvoll ohne Stockung hielt. Wir klopfen gegen den Laden, riefen vereint „Bravo“ und liefen davon. Das wurde natürlich weiter erzählt, und er wurde jahrelang damit aufgezogen, weil er vergessen habe, seinen Stuhl mit ins Lokal zu nehmen.

Wenn ich einen Blick in dieser Hinsicht auf mein eigenes Lebens werfen darf, so muss ich mit großer Dankbarkeit bekennen, dass die Vorsehung mir gnädig gewesen ist. Schon in der Schule ist mir, wie ich schon in meinem Bericht aus jener Zeit hervorgehoben habe, zum Bewusstsein gekommen, dass mir dieses Geschenk in die Wiege gelegt worden ist. Als Student war es bereits zu einer außergewöhnlichen Entwicklung gekommen und brachte mir eine große Sicherheit.

Wie oft habe ich mich auf eine Rede geradezu gefreut und im Voraus die bestimmte Ahnung gehabt, dass sie gelingen werde. Selten habe ich die Rede vorbereitet und schriftlich niedergelegt; wenn doch, dann habe ich sie auch abgelesen. Sonst habe ich mir meine Gedanken zurechtgelegt, geordnet und sie dann stichpunktmäßig zu Papier gebracht; da konnte ich eine Stunde sprechen, ohne den Faden zu verlieren. Die Vorbedingung bleibt da nach wie vor die innere Zuversicht, dass das rechte Wort zu rechter Zeit sich einstellte. Am Rednerpult angetreten, fühlte ich jedes Mal einen inneren, emporhebenden Schwung, und mit dem Empfinden, dass der rechte Kontakt mit den Zuhörern gegeben war, merkte ich oft, dass ich auf den Fußspitzen stand.

Etwas Alkohol kurz vor Beginn der Rede hat diesen Schwung, ohne den es nun einmal nicht geht, gewaltig gefördert.

Dazu hat Zuckmayer einmal gesagt: Wein beflügelt Gedanken, durchweht Gespräche, hebt empor aus den Hemmungen des Alltags.

Wer hätte das nicht schon bei Festlichkeiten festgestellt, wo es anfangs so etwas frostig herging, und wo der Wein dann später die Stimmung beflügelte.

Wenn ich jetzt, immer angelehnt an die Erfahrungen eines langen Wirkens in der Öffentlichkeit, zu dem Begriff „Allgemeinbildung“ etwas sagen möchte, so muss ich in ihr wohl eine schöne Vorbedingung für Erfolge sehen, aber keineswegs eine ausschlaggebende. Sie ist gleichsam ein gut vorbereiteter Boden, auf dem ein Baum gepflanzt wird, aber keine Garantie dafür, dass er gut gedeiht und herrliche Früchte bringt. Es kommen noch so unendlich viele Faktoren dazu, von denen ich, um bei dem Beispiel zu bleiben, den rechten Standort, die geeignete Baumart, Pflege, Düngung etc. hervorheben möchte.

Das ist beim Erfolg im menschlichen Leben genauso. Den letzteren Faktoren entsprechen hier etwa gewollte und gebotene Gelegenheiten zur Förderung.

Wie war das doch bei mir? Ganz jung noch kam ich neben ausreichendem beruflichem Wissen dazu, in steuerrechtliche und steuergesetzliche Fragen Einblick und Mitarbeit Gelegenheit zu finden. Das Genossenschaftswesen nahm mich schon als ganz jungen Menschen in sein Bereich herein.

Diese ersten Schritte zogen weitere Möglichkeiten nach sich zu höheren Positionen auf diesen Gebieten. Steht man erst einmal im Blickfeld der Öffentlichkeit und hat man den Beweis erbracht, dass man etwas kann und mit Mut und Entschlossenheit an die Aufgaben herangeht, dann kommen die anderen Sparten des Wirtschaftslebens mit ihren Forderungen ganz von selbst.

Wenn ich so die Entwicklung in meinem Leben überschaue, so steuerte mich die Fahrt sozusagen in alle Funktionen hinein, mit denen man es im ländlichen Wirtschaftsleben zu tun hat. Gemeindeverwaltung, Wasserversorgung, Elektrizitätswirtschaft neben der Tätigkeit in den mit Landwirtschaft und Weinbau zusammenhängenden Organisationen, machen einen im Laufe der Jahre heimisch auf all diesen Gebieten und bringen ein Wissen mit sich, mit dem man schon allerhand anfangen kann, und

das die Möglichkeit einschließt, überall sachkundig mitreden zu können. So wird man zum „überragend klugen Manne.“ Man wird für gescheiter gehalten, als man wirklich ist. Was jemand in der Jugend an Latein, Griechisch, Französisch, meinetwegen nur in einem juristischen Studium mühevoll hinter sich gebracht hat, bietet keine Garantie dafür, einen erlebten Weg im Leben zu finden und zu ebnen.

Wenige ahnen aber auch, was alles an Fleiß, Opferbereitschaft und Energie verlangt wird, und ebenso, was alle an Glück und Zufall noch dazu kommen muss. Ein bekanntes Dichterwort trifft hier den Nagel auf den Kopf:

Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
allein, wer andre wohl zu leiten strebt,
muss fähig sein, viel zu entbehren.

Nicht erwähnt ist hier aber das große Glücksempfinden nach einem schönen Erfolg im Leben als Ausgleich für das Entbehrte.

Aus meiner Schulzeit habe ich eine ganze Reihe von Zitaten mit durchs Leben genommen, weil sie mir Lebenswahrheiten und Lebensweisheiten schon damals vermittelt haben und damit zu Richtpfählen für meine Wanderung geworden sind. Schiller sagt im Prolog zur Wallensteintrilogie:

„Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken.“

Eine Dichterin meiner Jugendjahre, Frida Schanz, schreibt:

„Der nennt die Arbeit Glück, der um der Arbeit willen den Lohn der Arbeit ganz vergaß.“

„In der Liebe ist selbst der Irrtum besser als im Hass die Wahrheit.“

Ich habe auch wiederholt Menschen zugerufen, die im Hasten und Jagen um materielle Güter die Haltung verloren hatten: „Du Narr, diese Nacht wird man Deine Seele von Dir fordern, und wem wird dann sein, was Du bereitet hast?“

Dabei war ich kein frommer Mann und ging ganz selten in die Kirche!

In reiferen Jahren hat mich der Glaube beseelt, dass nichts umsonst in der Welt geschieht, dass alles seinen tieferen Sinn hat, gleichviel, ob wir das erkennen können oder nicht. Damit tritt die Ehrfurcht vor einer höheren Gewalt in den Vordergrund des

Lebens, und sie erscheint in Begleitung der Bewunderung und Verehrung vergangener Zeiten und Menschen.

Man versucht, vorausgegangene Geschlechter zu verstehen, und begegnet dabei immer wieder ihrem Streben, den Nachkommen für ihre Existenz in der Liebe zum Hofe, der Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle, eine sinngemäße Sicherung zu geben. Wenn die Nachkommen das rechte Verhältnis dafür aufbringen, wird zur Wahrheit, was einmal in alten Zeiten geschrieben wurde:

Echte Enkel halten in Hut

ältester Ahnen vererbtes Gut

als ihr ewiges Lehn!

In diesem Sinne konnte ich nie im Leben vergessen, was mir mein Vater, damals von mir noch nicht ganz verstanden, bei der Grundsteinlegung des Hauses nach meinen drei Hammerschlägen gesagt hat: „Halte Dein Erbe in Ehren und vergiss nie diese Hammerschläge!“

Diese Worte waren mir zur Richtschnur geworden und gerade im hohen Alter, wo gewisse Entscheidungen notwendig werden, tritt ihre tiefe Bedeutung klarer hervor als zu irgendeiner Zeit vergangener Jahre. Eine derartige wohlverstandene Verpflichtung löst auch Kraftquellen aus, die vorwärts treiben im beruflichen und im öffentlichen Leben, gleichsam, als ob die segnende Hand der Ahnen weiterhin am Werke wäre.